Var.
341
m

Antiquariat J. Kitzinger
München 13
Schellingstraße 25
Lager-Nr.

Var 341 m

12

<36602734720010

<36602734720010

Bayer. Staatsbibliothek

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und litterarischen Inhalts

theils selbst verfaßt

theils herausgegeben

vom

Hofrath und Professor Meusel

zu Erlangen.

Erlangen, 1816

bei J. J. Palm und Ernst Enke.

Zur Ulm: Lesegesellschaft

Wb 1701 496

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Schon längst trug ich den Gedanken mit mir herum, meinen Vorrath von Briefen, die sich zu Tausenden angehäuft haben, durch vorsichtige Auswahl merkwürdiger Stellen, politischer und litterarischer Anekdoten und Aufschlüsse unbekannter oder nur halb bekannter Vorfälle, auch für das Publikum zu benutzen. Die nach langem Widerstreben endlich im vorigen Sommer gewagte Sichtung dieses Papierhaufens brachte diesen Gedanken zur Reife, und ich machte Anstalten zu dessen Ausführung. Da mir bey diesem Geschäfte auch die Briefe meines mir ewig theuern Freundes Bretschneider durch die Hände giengen und ich bey ihrer Besichtigung und Aussonderung länger, als bey den meisten andern, verweilte; so fielen mir auch seine, bey seiner Abreise mir hinterlassenen ungedruckten Schriften ein, die

ich schon ehehin mehr als einmahl gelesen, deren Inhalt er mir auch zum Theil mündlich erzählt und die mich allemahl sehr ergötzt und angezogen hatten. Am meisten war dies der Fall mit seinen Schilderungen merkwürdiger Zeitgenossen. Er hatte sie ohnehin zum Druck bestimmt: doch sollten sie diesem erst nach seinem Ableben unterzogen werden. Nach wiederhohlter Durchsicht beschloß ich, sie zum Hauptstoff des bunten Gemisches, das ich hiermit dem Publikum vorzulegen die Ehre habe, zu wählen. Voraus aber die mir bewußten Lebensumstände des interessanten Mannes zu erzählen, hielt ich nicht nur für schicklich, sondern auch für nothwendig. Ich wiederhohle hier mein, in dem Aufsatz selbst an den Tag gelegtes Bedauern darüber, daß ich nicht mehr leisten konnte. Die Ursache wird man S. 34 u. ff. finden.

Da ich den meisten jener Gemälde entweder Vorerinnerungen oder Anmerkungen beyfügte; so halt' ich es für unnöthig, eine weitläufige Vorrede zu schreiben und die Leser und Kunstrichter auf diese, eben so viel Nutzen als Vergnügen gewähren-

den Schildereyen aufmerksam zu machen. Nur so viel sey mir erlaubt zu bezeugen — was jedoch aus der Betrachtung der meisten selbst hervorgeht — daß die sie vorstellenden Personen dem Meister selbst gesessen sind, und daß durchaus Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit ihm den Pinsel geführt haben. Dies ist auch der Fall mit den von mir eingeschobenen Aufsätzen und Nachrichten anderer Urheber. Auch sie haben der Wahrheit und Freymüthigkeit gehuldiget.

Noch weniger will ich wegen der unter der zweyten Hauptrubrik mitgetheilten Bemerkungen über die Teutsche Sprache und über andere Gegenstände Worte verliehren, weil sie größten Theils von mir selbst herrühren.

Die Pflichten eines Herausgebers fremder Handschriften hab' ich möglichst treu zu erfüllen gesucht, indem ich im Wesentlichen nichts, als was die höchste Noth erfoderte, geändert oder weggelassen und nur in Ansehung der Grammatik, besonders der Rechtschreibung, Gleichförmigkeit zu bewirken strebte;

Um gewisser Leser willen erinnere ich nur noch, daß die S. 30 u. f. befindliche Anmerkung von mir herrührt; wie es sich ohnehin versteht.

Geschrieben zu Erlangen am 25sten
Tag des Märzmonats 1816.

J. G. Meusel.

Ver-

Vermischte
Nachrichten und Bemerkungen,
historischen und litterarischen Inhalts.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Züge aus dem Leben und Charakter merkwürdiger Personen.

1.

Heinrich Gottfried von Bretschneider.

Dieser geist- und kenntnißreiche, vielseitig gebildete Mann ward gebohren zu Gera am 6ten März 1739. Er studirte auf dem dortigen Gymnasium, ohne hernach irgend eine Universität zu besuchen. Aber sein überaus fähiger Kopf, verbunden mit einer brennenden Wißbegierde, trieb ihn, selbst gleich in seiner ersten, den Studien eben nicht günstigen Lage, auf den dort durch den vertrauten Umgang mit den römischen Klassikern gelegten guten Grund fort zu bauen; und er blieb diesen sichern Führern seine ganze Lebenszeit hindurch treu. Ungünstig war seine Lage, die ihn wahrscheinlich auch von der Vertraulichkeit mit schulgerechten Studien zurückhielt, indem damals gerade der siebenjährige Krieg ausbrach, und seinen Muth, nach dem Beyspiel anderer jungen Leute, mächtig ergriff, und ihn, bei seinem ansehnlichen starken Körperbau, reitzte, in Kriegsdienste zu treten. Erst sechszehn Jahre alt, wurde er Kornet unter

den Sächsischen Dragonern *) die zur Oestreichischen Armee, unter dem Feldmarschall Daun, gestoßen waren, und wohnte zuerst, als solcher, der höchst mörderischen, den bis dahin sieggewohnten Preußen äußerst verderblichen Schlacht in der Gegend von Collin in Böhmen (am 18ten Jun. 1757) bey. Dieser erste Versuch war ihm desto unvergeßlicher, da er Augenzeuge war von dem Zufall, der die, lange im Gleichgewicht schwebende Waage des Glücks am Ende auf die Seite der Bundesgenossen herabzog. Durch seine hinterlassenen, ungedruckten Papiere findet man sich in den Stand gesetzt, den ganzen, unsers Wissens nicht öffentlich bekannt gewordenen Hergang mit seinen eigenen Worten zu erzählen.

„Ich muß, schreibt er, diesen Heft — woraus wir die Erzählung borgen — mit einer Haupt- und Staatsaktion beschliessen, mit einer großen Begebenheit aus kleinen Ursachen, die mir Niemand glauben wird, die aber auch weder pro noch contra mehr bestritten werden kann. Der Himmel weiß, ob ein einziger von den Augenzeugen dieses Vorgangs noch leben mag. Ich war damahls achtzehn Jahre und drey Monate alt."

„Die große Entdeckung, die ich hier der Welt nun fast funfzig Jahre nach der Handlung mittheile, ist nichts Geringeres, als die Ursache, warum die Bataille bey Collin gewonnen wurde? Ich war damals bey den Sächsischen Chevaux legers. Wir standen an diesem heißen Tage von früh bis Nachmittags en ordre de bataille, zwar auf einer Anhöhe,

*) Es war das Regiment Graf Brühl.

aber doch ein wenig gedeckt von dem ausgedehnten Gipfel des Bergs, hinter dem wir den Feind so wenig sehen konnten, als er uns. Auf dem rechten Flügel donnerten die Kanonen so ununterbrochen, daß wir nur wenig von dem kleinen Feuer vernehmen konnten. Gleich neben uns wurde ein Dorf angezündet, das die Kroaten besetzt hatten: wir aber standen ganz ruhig, ohne alle Beschäftigung. Vor mir, der ich in Reihe und Glied stand, war gerade ein schattenreicher Baum, unter dem der Oberste von Benkendorf, vom Prinz Karlischen Regiment, seine Mittagstafel aufschlug. Dieser Umstand hat sich tief in mein Gedächtniß eingeprägt, weil mir damals der Schinken, den der Oberste verzehrte, und der Flaschenkeller, den er leer machte, wichtiger schien, als alles Andere. Kaum war er fertig mit seinen Bouteillen, siehe! da passirte ein Adjutant des Feldmarschalls Daun die Fronte herunter, und brachte allen Brigadiers und Regiments-Kommandanten die Ordre, sich zu retiriren, mit Benennung des Orts, wo wir uns wieder stellen sollten. Kaum war er vorbey, so ritt der Oberste Benkendorf ganz auf die Anhöhe, kam mit entflammten Gesicht zurück, und schrie laut: „der Feind ist im Anmarsch, retirire sich meinetwegen, wer da will; was aber ein braver Kerl ist, der folge mir!" und so folgten wir ihm auch, weil wir alle brave Kerl waren. Wir Sächsischen Regimenter brachen auf Infanterie ein und hauten sie zusammen. Das Oestreichische Regiment St. Ignon, das neben uns stand, folgte unserm Beyspiele, und so nach und nach das ganze Nadasdysche Korps. Die Bataille wurde gewonnen. Hätten wir

dem Adjutanten gefolgt; so wäre sie verlohren gewesen. — Nun ist das große Problem: Ob der Oberste Benkendorf, wenn er nicht so eben mit der letzten Bouteille fertig worden wäre, den kühnen Schritt würde gewagt haben? Ich sage quod non; weil es mir noch immer wurmt, daß der Mann in der äußersten Beklemmung meines Magens wie vor der Nase aß und trank, ohne die mindeste Notitz von mir und meiner Noth zu nehmen. Also ist der Sieg bey Collin, so wie viel tausend andere große Begebenheiten dieser Welt, der Bouteille zuzuschreiben." Br. fügt noch Folgendes bei: „Dies erinnert mich an ein Marionettenspiel, welches einst in einer kleinen Stadt, wo ich übernachtete, mit obrigkeitlicher Permission aufgeführt wurde, betitelt: Die Zerstörung Jerusalems; welches ich nicht ohne sonderbare Rührung und Bewunderung selbst mit angesehen habe. Im letzten Aufzug, und da Titus noch einen Versuch zur Güte machen wollte, schickte er seinen Adjutanten, Harlekin, noch einmal in die Stadt, die Juden zum letztenmahl aufzufodern, widrigenfalls sollte die Stadt geplündert und zerstöhrt werden. Harlekin kam mit jämmerlichem Geschrey zurück, und klagte über Rückenschmerzen, weil ihn die Juden, statt aller andern Antwort, unbarmherzig abgeprügelt hatten. Hierauf deklamirte der weise Feldherr mit aller Gravität: „So! so — haben sie das gethan! Nun — so soll auch kein Stein dieser Stadt auf dem andern bleiben." Sogleich wurde Befehl gegeben zum Sturme. Die Schwärmer knallten; die Raketen spritzten Feuer kreuzweis in die Höhe; es war ein Teufelslärm — Jerusalem wurde

zerstöhrt! Niemand weiß eigentlich noch warum? Aber ich habe mit Augen gesehen und mit Ohren gehört, daß es blos darum geschah, weil der Harlekin geprügelt worden war." *)

Br. wohnte hernach mehrern andern kriegerischen Vorfällen bei, die ihm Gelegenheit gaben, sich durch Gegenwart des Geistes auszuzeichnen. Einige Verdrießlichkeiten bewogen ihn, seinen Abschied vom Sächsischen Kriegsdienst zu nehmen. Mit dem Entschluß, sich zur alliirten Armee in Niedersachsen zu begeben und dort sein Glück zu versuchen, traf er in Nordhausen den preußischen Generalmajor Gschray an, der ihn beredete, bey dem, von ihm im J. 1761 **) errichteten Freykorps, als Stabs-Rittmeister, Dienste zu nehmen. Dieser vom Schergen bis zum General gestiegene tollkühne und glückliche, dabey aber auch gewissenlose, unmoralische Mensch freute sich, an unserm B. eine gute Erwerbung gemacht zu haben: dieser hingegen bereute seinen Schritt, den er wahrscheinlich nothgedrungen gethan hatte, nur gar zu bald, indem er nicht lang nach dem Eintritt in diese Laufbahn erkannte, unter was für wüste Menschen er gerathen war. Indes-

*) In der Folge fand ich, daß Br. dieses Geschichtchen von Jerusalems Zerstöhrung schon am Ende des ersten Bandes seiner Familiengeschichte des Junkers Ferdinand v. Thon angebracht habe: aber nicht so gelungen, wie hier.

**) Die vom König von Preußen mit dem damahligen Obersten Gschray geschlossene Kapitulation wegen des von diesem zu werbenden Freykorps, ist datirt zu Meissen am 9ten April 1761.

sen kam er bald aus dieser verdrießlichen Lage, obgleich nicht auf die erfreulichste Art, indem er am 23ten August, nebst dem ganzen, damals bei weitem noch nicht vollzähligen Korps und dessen, fast ganz tauben Chef, durch einen Französischen Heerhaufen in der Nacht überfallen und gefangen nach Cassel, alsdann nach Landau, abgeführt wurde *). Das unmittelbar nach dieser widrigen Begebenheit erfolgte Schicksal Bretschneiders ist mir nicht bekannt. Vermuthlich blieb er, nebst andern, auch in Gefangenschaft, bis zum Hubertsburger Frieden, da dann die Gschrayischen Freydragoner aufgelöst wurden. Ueberhaupt pflegte Br. nicht gern von diesem Theil seiner Lebensgeschichte zu sprechen, sondern suchte vielmehr, wenn man ihn darauf hinführen wollte, auszuweichen, und konnt' er dies nicht wohl; so pflegte er darüber zu scherzen oder zu spotten. Zwar hätte er in Preußischen Diensten bleiben können, wenn er einen

---

*) Wer den Abentheurer Gschray näher kennen lernen will, lese das, zwar in einem elenden und pöbelhaften Stil geschriebene, aber in Ansehung der Thatsachen ziemlich unparteyisch und glaubwürdig abgefaßte Buch, unter dem Titel: Der glückliche Bayerische Eisenamtmann, oder merkwürdige Lebensgeschichte des berüchtigten königl. Preußischen Generalmajors von Gschray; nebst geheimen Nachrichten sowohl von dessen Anverwandten, als auch von dem Obristlieutenant Herrn v. Thürriegel. Mit authentischen Beylagen, Briefen und Schriften versehen. Frankf. und Leipz. 1766. 8. Unsers Bretschneiders wird darin einigemahl (z. B. S. 74. 79. 96) gedacht. Was den auf dem Titel erwähnten Thürriegel betrifft; so ist zu wissen, daß er Kommandeur des Freykorps war, von

Grad rückwärts hätte treten wollen. Dies war aber nicht nach seinem Geschmack. Vielleicht geschah es damahls, daß er in Oestreichische Kriegsdienste trat. Aber, wie gesagt, hier verlassen mich meine Hülfsmittel.

In der Folge findet man ihn zu Frankfurt am Mayn, von wo ihn der Reichshofrath Friedrich Karl von Moser, ein Freund der Bretschneiderischen Familie, in Nassauische Dienste empfahl. Er wurde zuerst als Landeshauptmann angestellt, hernach zum Major avancirt, wohnte in Idstein, und verheurathete sich mit der Tochter eines aus Frankreich vertriebenen Reformirten, Namens Gémel, der — wenn wir nicht irren — Kaufmann war. Man unternahm nachher im Usingischen allerley Reductionen. Dies bewog auch Bretschneider'n, zu quittiren; und von der Zeit an unternahm er Reisen nach Frankreich, Holland und England, wobey er der Abentheuer viel bestand!

---

besserer Erziehung und Denkart, als Gschray, aber von diesem verfolgt und verläumdet. Es ist derselbe, der um die Jahre 1764 und 65 in Teutschland herum rumorte, um Kolonisten nach der Sierra Morena in Spanien zusammen zu treiben; unter andern s. man hiervon Schlözer's Briefwechsel, H. 21. S. 149—172. Vergl. H. 26. S. 135. u. f. Fast sollte man aus der letzten Stelle schließen, die von mir angeführte Schrift habe Thürriegeln zum Verfasser. Vergl. auch (Archenholz'ens) Litteratur und Völkerkunde. Nr. 6. S. 534—539. Nachgedruckt in den Jahrbüchern des Geschmacks 1783. St. 6. S. 396—401. — Br. selbst giebt Nachricht von Gschray und seiner Familie weiter hin Nr. 11.

Er hat sie selbst beschrieben; und sie gewähren, zu Folge dessen, was er mir dann und wann davon erzählte, sicher eine höchst anziehende Leserey. Sie befinden sich wahrscheinlich in den Händen seines Sohnes; wodurch sie für das Publikum so gut wie verloren seyn mögen. Davon hernach. Unter andern erzählte er, in Paris sey er mit dem Minister, Grafen von Vergennes — wo ich nicht irre — bekannt geworden, der ihn zu verschiedenen Geschäften gebraucht habe; unter andern, zum Deschiffriren. In solchem Fall sey er manchmahl mehrere Tage eingesperrt gewesen; wobey ihm jedoch nicht das Mindeste abgieng: vielmehr habe er allemahl herrlich und in Freuden gelebt.

In Oestreichische Civil-Dienste kam er — man weiß nicht wie und wann — erst als Kreishauptmann in dem damahligen Temeschwarer Bannat; hernach als Bibliothekar der Universität zu Ofen, mit dem Charakter eines kaiserlich königlichen Raths; und im Jahr 1784 in gleicher Qualität nach Lemberg in Galizien, mit dem Charakter eines k. k. Gubernialraths. Einige Jahre vor seinem Ende ward er, auf sein Gesuch, mit Pension und mit dem Charakter eines k. k. Hofraths, zur Ruhe gesetzt; worauf er sich in Wien, wo er vorher auch schon sich öfters aufgehalten hatte, niederließ, und dort bis nach der Schlacht bey Wagram (11 Jul. 1809) lebte. Ihm gefiel es nun dort gar nicht mehr, zumahl nachdem ein unhöflicher Franzose ihm auf der Straße durch einen vorsätzlichen Stoß den einen Arm so beschädigt hatte, daß er gelähmt wurde, und Br. lang ihn nicht gehörig brauchen konnte. Er faßte sogar den Entschluß, außer den Oestreichischen Staaten

seine übrige Lebenszeit zuzubringen, entweder in Nürnberg oder in der Gegend dieser Stadt. Hierzu aber war nöthig, sich wegen der ihm ausgesetzten Pension abzufinden, und dafür ein Pausch-Quantum oder eine Summe in Pausch und Bogen zu erwirken. Dies würde bereits vor dem 13 September 1808 geschehen seyn, (an welchem Tag er mir den Brief schrieb, woraus ich diese Umstände entlehne) wenn nicht die Krönung der Kaiserin dazwischen gekommen wäre. „Ich eile aber, fuhr er fort, um Verfolgungen zu entgehen, die mir winken. Damit Sie mir nun nicht etwa die Ehre anthun, mich auf gut Plutarchisch mit dem großen Jean Jaques zu vergleichen, der auch immer Verfolgungen ausstehen mußte; so muß ich Ihnen nur eine kleine Idee von meiner Lage geben, und ab ovo anfangen, wie die alten Chroniken von der Schöpfung. — Kaiser Leopold den 2ten hab' ich in meinem Leben nicht gesehen, und weiß diese Stunde noch nicht, wie er erfahren hat, daß ein Mensch zu Lemberg hundert Meilen von Wien existire, der meinen Namen führt. Genug, er befahl dem damahligen Hofrath und Galizischen Referenten, Gr. O., durch ein Handbillet, mir im Geheim auftragen zu lassen, eine Schrift zu verfertigen, worin dargethan werden sollte, daß eine Vereinigung der Ungern mit den Galiziern höchst schädlich für die letztern sey, und den Galizischen Adel klar und deutlich zu verständigen, was solcher von den Ungern zu erwarten habe. Dies geschah in der Reichenbacher Friedensepoche. Ich befolgte den Auftrag getreulich, und machte eine Schrift, die sich gewaschen hat, unter dem Titel: „Antwort eines Polnischen Edelmanns in der Republik an seinen Freund in Gali-

zien; auf die Anfrage: Was von einer Vereinigung Galiziens mit Ungern zu halten sey? Non sit alterius, qui suus esse potest. Warschau 1790. 4." Sie wurde ins Polnische übersetzt, gedruckt, vertheilt, und wirkte; wofür ich hundert Dukaten bekam. — Dem Gr. O. hat es vielleicht damals schon verdrossen, daß man diese Arbeit einem andern, als ihm, auftrug; und der Umstand, daß mich der Kaiser selbst benennt hatte, mag ihn auf die Vermuthung gebracht haben, daß ich mit diesem Monarchen in irgend einem geheimen Verhältniß stände. Ich und O. waren vorher schon gut mit einander bekannt. — Auf einmahl fiel O. bey Leopold in Ungnade. Daran sollte ich Schuld seyn und dem Herrn eine üble Idee von diesem Mann beigebracht haben: ob ich gleich wahrhaft ganz frey von dieser Beschuldigung bin. Alles zu erzählen, und wie O. in der Folge unter Franz dem Zweyten zur Armee als General-Kommissar geschickt wurde, und mit einem Defekt von 300,000 Gulden zurück kam, ist zu weitläufig. Genug, er ist seit jener Zeit mein Todfeind, und hat mich Zeither, besonders bei den ungrischen Magnaten, deren Nation ich freylich nicht sehr sanft behandelt habe, und das ex officio, in übeln Ruf gebracht. Nun, dieser Mann wurde, zu jedermanns Erstaunen, aus seinem Exil in der Bukowine hervorgezogen, und als Finanzminister hier in Wien angestellt. Er ist eine Wanze, die tiefer sticht, als Pantil. Ich kenne den Menschen, und weiß, was er zu thun im Stande ist *). Den ganzen Zusammenhang aller hierher gehörigen Umstände kann ich nur mündlich er-

*) Seit einigen Jahren lebt er nicht mehr.

zählen, und diese Materie ad modum des ehrlichen Sancho Pansa mit ein Paar Sprüchwörtern beschliessen: Felix, quem faciunt aliena pericula cautum. Procul a Jove, procul a fulmine. Und, von welchem Jupiter! — Damit sind wir aber noch nicht fertig, mein theurer Freund! Es kommt ein Anliegen. Ich besitze eine Sammlung von etwa 12,000 Blatt Kupferstichen, die ich nicht mit ins Reich schleppen, sondern nach Galizien verkaufen will. Es verlangen aber einige Umstände, daß ich einen Katalogen darüber muß drucken lassen, und zwar, um der Hypochondrie hiesiger Censur willen, auswärtig. Er ist Französisch geschrieben, und fast fertig."

In Ansehung dieses Katalogen setze ich hinzu, daß er ihn erst in Nürnberg, hernach hier in Erlangen wollte drucken lassen. Ich sah ihn, und machte ihn deshalb mit einem hiesigen Buchdrucker bekannt. Der Druck unterblieb aber. Er nahm den Katalogen, nebst seinen andern Handschriften, Briefen u. dgl. von hier mit sich weg. Ich bin nicht unterrichtet, was für ein Schicksal diese ansehnliche Kupferstichsammlung, so wie eine schätzbare Sammlung von Gemälden, die er auch in Wien gelassen hatte, erfahren haben mag.

Also, nach der Schlacht bei Wagram und nachdem Br. sich in Ansehung seiner Pension sicher gestellt hatte, verließ er Wien, und brachte den übrigen Theil des Sommers 1809 in Nürnberg, hauptsächlich aber in Wiesbaden, zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit, zu. Nach der Rückkunft nahm er vom September bis gegen Ende des Maymonats 1810 seinen Aufenthalt in Erlangen. Bei dieser Veränderung und bey der damit verbundenen häuslichen Einrichtung

verließ er sich ganz auf mich und meine Frau. Auf sein ausdrückliches Verlangen wählten wir für ihn eine Wohnung, die nur wenige Schritte von der unsrigen entfernt war. Der alte, treue, biedere Freund wollte ganz eingezogen, den Musen und in unserer Gesellschaft leben; weshalb er in der Regel einen Nachmittag um den andern bey uns und wir bey ihm zubrachten, und die Zeit mit Spazierengehen, mit Gesprächen oder auch mit Lomberspielen vertrieben. Mehr als einmahl empfahl ich ihm gesellschaftlicheres Leben, z. B. in unserer Harmonie, in der musikalischen Gesellschaft u. s. w., zumahl da er Freund der Tonkunst war. Allein, er blieb bey seinem Vorsatz. Nur unsern köstlichen Hildebrandt, den ich ihm als Arzt empfohlen hatte, und dessen Familie, und den inzwischen verstorbenen Professor Esper, seinen Verwandten, besuchte er dann und wann.

Da seine Gesundheitsumstände sich verschlimmerten, so reiste er nach Eger, wo er noch einen Bruder hatte, der 4 bis 5 Jahre älter war, als er *), und brauchte den Franzensbrunnen, hernach das Carlsbad. Dadurch einigermaßen gestärkt, nahm er das liberale Anerbieten des ihm schon längst gewogenen Herrn Grafen von Wrtby, kaiserl. königl. geheimen Raths, an, dem zu Folge er ihm sein Schloß Krzimitz bey Pilsen für den bevorstehenden Winter oder so lang er es wollte, nebst Jagd und Fischfang, Garten und Obst, abtrat. In dem Brief, worin er mir dies verkündigte, setzte er hinzu: „Meine Gesundheit ist etwas besser, aber doch nicht ganz hergestellt. Wenn

*) Wahrscheinlich starb er inzwischen.

ich aber ganz von mir abhänge, Köchin, Bedienten, und 12 Mädchen täglich zu Frohndiensten habe; dann werde ich meine Arzneykunde walten lassen. Pferde hab' ich auch zu meiner Disposition, so daß ich einmahl damit nach Erlangen fahren werde auf acht oder mehrere Tage." Noch am 16ten September schrieb er: „Seyn Sie meinetwegen ruhig. Ich komme diesen Herbst noch zu Ihnen mit des Grafen Pferden, und wir werden alles Leid vergessen."

Allein, so gut sollte es dem Edeln und mir nicht werden. Am 16ten Sept. schrieb er: „Am 19ten Jul. kam ich nach Krzimitz, und von nun an weiß ich nichts mehr von mir *); ich habe geraset, erinnere mich nur militärischer Phantasieen, wobey ich Armeen kommandirte und Türken schlug, deren ich auch bisweilen einige in meinem Schlafzimmer zusammenhieb, welche, wie ich in der Folge merkte, ganz unschuldig waren; wenigstens um nichts schlimmer, als die Schläuche des Don Quixote von Mancha." Und in seinem letzten Brief, geschrieben im Oktober: „Es bleibt dabey, was ich Ihnen geschrieben habe; der Schlag hat mich in der Zeit noch einmahl getroffen, und ich bin jetzt gerade wie der Mann, den der Prophet Daniel gesehen hat, der Füße von Thon hatte, muß mich dahin tragen lassen, wo ich hin will: aber nach Erlangen wollen sie mich nicht tragen."

Der erste November des Jahrs 1810 war sein Todestag, nachdem er 24 Stunden vor seinem Ende alle Besinnung verlohren hatte. Und sonach konnte

*) So arg war es indessen doch nicht, wie ein Paar nachher noch geschriebene Briefe beweisen.

er jene, ihm so erwünschte Einsamkeit, in welcher er einige, ihm sehr am Herzen liegende Schriften, die er zum Theil in Erlangen angefangen hatte, ausarbeiten wollte, kaum ein Vierteljahr lang genießen.

Seiner vielen Freunde wegen finde ich, ehe ich weiter gehe, für gut, von seinen krankhaften Umständen noch Folgendes zu erzählen. Schon im Januar 1788 meldete er mir, er sey seit Jahr und Tag krank, mit Kopfschwäche von innerlichen Leiden der blinden goldenen Ader heimgesucht u. s. w. Am 19ten August 1808 klagte er noch darüber, mit den Worten: „Ich gedenke meine Reise ins Reich anzutreten, sobald es meine fatalen Hämorrhoidal-Umstände erlauben. Sie sind von den Blinden: aber nicht von denen, die die Schrift selig preißt.“ In Nürnberg und hernach in Erlangen fehlte ihm zwar innerlich nichts. Er speiste mit gutem Appetit und schlief gut. Aber er fühlte häufig eine gewisse Säure im Munde, und bekam kleine Bläschen auf den Lippen. Im Carlsbad badete er sich fast täglich, und befand sich allzeit wohl darauf: jedoch matt, so daß er sich wenig Bewegung machen konnte. Beym Beschluß des Badens — des Trinkens des Bades enthielt er sich, weil es nicht wirkte — spürte er auf dem Rücken über den Lenden einen, seiner Meynung nach, kleinen Ausschlag. „In Krzimitz bemächtigte sich meiner — nach dem vorhin erwähnten Anfall von Raserey — der Herr Kreisphysikus Tauschner, um auf meinem Rücken 5 oder 6 Geschwüre zu öffnen, woraus Blut und Eiter die Menge floß. In dieser Epoche hab' ich weder gegessen noch getrunken, bin etlichemahl gefallen, und kann jetzt nicht allein über das Zimmer gehen. Der bekannte saure Geschmack

ist

ist bald vergangen: aber die Blasen auf den Lippen erst vor etwa acht Tagen, da sich überhaupt mein ganzer Körper zur Besserung neigte. Denn gegenwärtig „— es war am 18ten September —" befinde ich mich, wie in meiner Jugend, habe Appetit und mehr Schlaf, als mir lieb ist. Meine dermahlige Medicin ist Burgunder ex optimo, gut Essen, und wöchentlich zweymahl Bad. Sal essentiale und Cortex Peruvianus hab' ich in Pillen sehr viel verzehrt u. s. w.

Der Grundstoff seines Charakters war ein unerschöpflicher Fonds von geistiger Heiterkeit und herrlicher Laune, die sich fast immer gleich blieb, selbst bey körperlichen Leiden in den letzten Jahren. Sogar in den letzten Lebenstagen, wie wir eben sahen, verließ sie ihn nicht. Wie bey andern dergleichen beneidenswürdigen Personen, waren damit verbunden: Jovialität, Gesprächigkeit, Geselligkeit, Gastfreyheit, Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit, Mildthätigkeit. Von Ausübung der letzten war ich mehrmahls Zeuge. Ein wahrer Wohlthäter der Dürftigen, unterstützte er gern, und so weit es seine Finanzen zuließen, verschämte Arme. Als scharfer Beobachter und Schätzer des Rechtes und Unrechtes, äußerte sich bey ihm überall strenge Gerechtigkeitsliebe. Daher nahm er sich gern, selbst unaufgefodert, der gedrückten Unschuld an und vertheidigte sie. Von Eigennutz war er weit entfernt. Betrügern und Heuchlern riß er die Maske ohne Gnade ab.

In so vielerley, oft heterogenen Lagen, in denen wir ihn vorhin erblickten, und durch Umgang mit Fürsten, Adel und allen Volksklassen, hatte er sich eine seltene Welt- und Menschenkenntniß erworben.

Er wurde zu vielen, zum Theil wichtigen und verwickelten Geschäften gebraucht; wobey ihm seine Gewandheit und Gegenwart des Geistes ungemein zu Statten kamen. Sein heller Kopf verschmähte alles, was Vorurtheil, Aberglaube und Schwärmerey heißt. Mit Geistersehern und Betrügern, mit scheinheiligen und tückischen Leuten lag er stets in offener Fehde. Dies bewieß er vorzüglich einmahl, als in Wien ein Englischer Jude, ein zweyter Schröpfer, auftrat, der seinen Geisterspuck und die damit verbundene Betrügerey so künstlich spielte, daß selbst wohlerfahrne und einsichtsvolle Personen von ihm eingenommen und bethört wurden. Einige derselben, die Bretschneider's Unglauben in dergleichen Dingen wohl kannten, sprachen davon in seiner Gegenwart, und giengen so weit, daß sie betheuerten, er würde, säh' er nur zu, anderes Sinnes werden. Ein Graf von Dieterichstein, der gern um ihn war, ließ ihm keine Ruhe, bis er mit ihm hingieng, um zu schauen und — zu prüfen. Br. folgte, beobachtete den Betrüger und dessen Gauckeleyen und Kunstgriffe, und erklärte hernach dem Grafen, daß alles sehr natürlich zugegangen sey. Dieser war aber nicht damit zufrieden, und wurde sogar Bretschneider'n seit jener Zeit abgeneigt. Er wollte sich durch dessen Erklärung durchaus nicht bekehren lassen. Es scheint damit eben die Bewandniß gehabt zu haben, wie zur Zeit des berüchtigten Schröpfers, von dessen Gauckeleyen gewisse, selbst noch höhere Personen, als der Graf Dieterichstein, so eingenommen waren, daß sie dieselben für — Wunderwerke hielten. Der Professor Funk, damahls Professor der Naturlehre in Leipzig, hielt ungefähr von 1779 an ein

Kollegium über die natürliche Magie zur Erklärung der Wahrsager- und Zauberkünste; und trug dadurch nicht wenig bey, dem Aberglauben zu steuern. Aber was geschah? Der würdige F. bekam einen geheimen Wink, dieses Kollegium einzustellen, dem er, da dieser Wink wiederhohlt ward, sich fügen mußte. Doch ließ er die hauptsächlichsten Resultate seiner Vorlesungen drucken; welches ihm von einigen angesehenen Personen auch sehr übel genommen ward; zumahl da er auch des damahls in Sachsen so verehrten D. Crusius Träumereyen vom Teufel widerlegt hatte!!!!! Dieses Buch: Natürliche Magie ꝛc. erschien in einer 2ten verbesserten Ausgabe zu Berlin bey Nicolai 1806 in 8. In dem Anhang zu derselben (S. 217—230) hat Br. selbst, ohne sich jedoch zu nennen, und wo er deshalb auch seinen Begleiter zum Gauckler nicht nennt, mit X. bezeichnet. Ein Kupferstich macht die ganze Scene anschaulich. In der ersten Ausgabe würde man diesen Anhang vergebens suchen.

Hierher gehört auch eine sehr interessante, lehrreiche Recension, die Br. in der Allgemeinen Teutschen Bibliothek (B. 107. St. 1. Nr. 15—37) von Swedenborgs theologischen Werken im J. 1792 aufgestellt hat. Sie ist mehr Abhandlung, als Recension, worin Br. seine Ansicht und Erklärung des räthselhaften Charakters dieses seltsamen Schwärmers darlegt und entwickelt. Er behandelt ihn auf eine, ihm eigene Art, nicht, wie man vielleicht erwarten dürfte, mit Spott, sondern kaltblütig, oder, wie er sich selbst ausdrückt, säuberlich. Unter andern sagt er von ihm: „Sw. war ein Nachtwanderer mit

dem Kopfe, wie andere mit den Füßen. Seine Visionen waren Träume: es waren aber beynahe willkührliche Träume, weil sie sich an die Phantasieen anreihten, die er wachend angefangen hatte; diese waren der Text, und jene der Kommentar. Sw. schlief wachend, und wachte schlafend: er glaubte aber nicht zu schlafen, und protestirte dagegen in vielen Stellen seiner Schriften, so wie oft ein Betrunkener, auch ungefragt, fast allen Leuten sagt, daß er nüchtern sey u. s. w." Er untersucht: wer der Mann war, der so seltsame Dinge schreiben konnte? was ihn dazu bewog? und, was für Absichten er dabey hatte. Er bemerkt, daß Sw. der einzige unter den neuen Sektenstiftern war, der seine Sendung mit Wundern bestätigt; und diese, deren vorzüglichsten sieben sind, unterwirft er einzeln einer strengen Prüfung, und sucht sie natürlich zu erklären. Noch wollen wir aufmerksam machen auf die Parallele, die Br. zwischen Sw. und einem in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts spuckenden Schwärmer, Joh. Tennhart, Bürger und Perrückenmacher zu Nürnberg, und, wie er sich in seinen Schriften unterzeichnet, Kanzellisten des großen Gottes, eben daselbst gezogen hat. Wir verweisen seinethalben auf Will's Nürnberg. Gel. Lexikon, und die dazu gehörenden Supplemente von Nopitsch.

Daß Br. Freymaurer war, bekannte er — ohne sich jedoch zu nennen — öffentlich, und zwar, wie er hinzusetzte, nicht der Geringsten Einer. Dies geschah in der Berl. Monatsschrift vom J. 1804. Jun. S. 458, wo er sich nur mit v. B. unterzeichnete.

Daß er auch Kunstkenner und Freund der Tonkunst war, wurde schon oben gelegentlich erwähnt.

Auch wurde schon, aber nur im Allgemeinen, bemerkt, daß Br. in heterogenen oder ganz verschiedenen Fächern der Wissenschaften bewandert war, und nicht gewöhnliche gelehrte Kenntnisse äußerte. Dies beweiset unter andern der Umstand, daß er, Kenner und Bearbeiter der schönen Wissenschaften, vertraut mit theologischen *) und juristischen Studien, mit praktischer Philosophie und Geschichte, auch kein gewöhnlicher Bücherkenner und im Lesen und Beurtheilen alter Handschriften geübt war. Wie hätte man ihm auch wohl das Bibliothekariat der Universität zu Ofen und zu Lemberg anvertrauen können? Als ich ihn um das Jahr 1788 auffoderte, mir Beyträge zu dem von mir angelegten historisch-litterarisch-bibliographischen Magazin mitzutheilen, antwortete er am 17ten May 1789: „Ich schicke Ihnen hier etwas für das Magazin, weil ich Sie, da Sie mir die Ehre erwiesen haben, meinen Namen vorzudrucken **), nicht gern zum Lügner machen möchte. Wenn die Zeit kommt, wo ich weniger Geschäfte habe; so will ich bessere und wichtigere Sachen liefern; an Stoff fehlt es mir gar nicht. Ich habe im vergangenen Jahre (1788) das halbe Königreich Galizien durchreist und die Klo-

*) Er fieng in Erlangen an, eine Abhandlung über die Herrnhutische Sekte zu schreiben. Daß sie nicht geendigt und gedruckt wurde, kann sich diese gefallen lassen; denn mit ihr sprang er nicht so säuberlich um, wie mit Swedenborg. Auch mischte er seine Ansichten von der Christlichen Religion überhaupt mit ein.

**) In der Vorrede zum ersten Stück.

sterbibliotheken visitirt, wo sich manches, noch sehr unbekannte Stück gefunden hat. Unter andern fand ich ein altes Kopialbuch des Kaisers Wenzel, worin ein Paar hundert seiner Urkunden kopirt sind. Pelzel *), an den ich darüber schrieb, wird es benutzen **). Im ganzen Lande findet sich kein gedrucktes Buch vor 1470. Von diesem Jahr an aber giebt es eine Menge, besonders von Schoifer, und die meisten sehr gut erhalten, weil sie die Pfaffen wenig gebraucht haben. Die vielen Krakauer Ausgaben machen auch einen wichtigen Beytrag für die Bibliographie; denn es sind viel kleine Sachen darunter, viel Nachdrücke, die noch wenig bekannt sind. Ob ich nun gleich alles Seltene für die Garellische Bibliothek ***) beybehalte; so sind doch auch so viele Dubletten von manchem da, daß der Auktionskatalog, den ich jetzt in die Presse gebe, eine ziemliche Anzahl rarer Sachen angeben wird. Auch ein älterer Katalog, von dem hernach die Rede seyn wird, zeuget von seiner Kennerschaft in diesem Fache.

Ob Br. von der protestantischen zur katholischen Religion übergetreten sey, bezweifelt Schreiber die-

*) Der bekanntlich die Lebens- (und Regierungs-) geschichte dieses Kaisers beschrieb (Prag 1788—1790. 2 Bände in gr. 8.).

**) Dankbar rühmte er diese Gefälligkeit in der Vorrede zum 2ten Band.

***) Die auf Befehl Kaiser Joseph des 2ten und unter der Aufsicht Bretschneider's von Wien nach Lemberg geschafft und der dortigen Universität geschenkt wurde. Denis, ihr Aufseher in Wien, beschrieb ihre Merkwürdigkeiten in einem starken Quartband (Wien 1780).

ses: ob es gleich im Allgem. Litter. Anzeiger (1799. Nr. 28. S. 280) erzählt wird.

Nur mit wenig Worten sey noch seiner seltenen Sprachenkenntniß gedacht. Er war der Römischen, Französischen, Englischen und Polnischen Sprachen mächtig, und trieb zugleich das Sprachenstudium als Denker.

Als Schriftsteller war Br. sehr fruchtbar. Viele seiner Geistesprodukte sind gedruckt: viele noch ungedruckt, in Prosa und in Versen. Die gedruckten erschienen fast alle ohne seinen Namen. Sie sind satirischen, romantischen, litterarischen und dramatischen Inhalts. Die meisten sind zwar im gelehrten Teutschland verzeichnet: weil aber doch einige dort fehlen und bei Aufzählung derselben sich noch interessante, zum Theil unbekannte Anmerkungen und Erläuterungen werden beybringen lassen; so wird man es nicht für überflüssig oder unschicklich halten, wenn ich ein, mir möglichst vollständiges Verzeichniß hier vorlege. Die anonymischen sind besternt.

*Graf Esau; ein Heldengedicht; mit einer nützlichen Vorrede eines alten Menschenfeindes. Ohne Druckort und ohne Jahrzahl (aber 1768.) kl. 8.

Eine Satire auf einen Gesandten, der, aus bürgerlicher Abkunft entsprossen, sich zu den Bedienungen des Hofes empor geschwungen hat. Meines Wissens galt sie dem damahligen kursächsischen Gesandten Riancourt zu Mannheim. Witzig genug werden in der Vorrede die persönlichen Satiren vertheidigt, und ihnen ein Vorzug vor den allgemeinen zugeschrieben: allein, im Ernst und späterhin würde er dies wohl schwerlich behauptet haben. Gesprochen hierüber hab' ich nie mit ihm. Der poetische Werth ist ohnehin gering. Den Vorbericht hingegen

wird niemand ohne Vergnügen lesen. Er ist gut und launig geschrieben und enthält einige brauchbare Bemerkungen.

*Papilloten. Stulta est dementia periturae parcere chartae. Juven. Frankf. a. M. 1769. 8.

Was der Verf. hierin von sich berichtet, gehört zum Theil zu seiner Lebensgeschichte. Ich getraute mir aber nicht, vorhin Gebrauch davon zu machen, weil es nicht ganz mit dem, was ich aus seinem Munde gehört habe, übereinstimmt, und ich daher zu glauben geneigt bin, er habe es im Scherz hingeschrieben. So heißt es z. B. S. 7, er sey im 15ten Jahre Soldat geworden, habe vorher in der Schule aus jugendlichem Leichtsinn wenig gelernt, sey als Soldat in Ungern zu stehen gekommen, er habe hierauf die Feldzüge des siebenjährigen Krieges mitgemacht, habe ein Jahr Kriegsgefangenschaft angewendet, Lateinisch und Französisch zu lernen, habe nach dem Krieg in seinem 19ten Jahr eine ruhige Bedienung erhalten, wende seine Muse an, mit Wahl zu lesen, und dies habe ihn darauf gebracht, selbst etwas zu schreiben. — Das Werkchen selbst enthält einzelne Beobachtungen über allerhand Gegenstände, so wie sie ein guter natürlicher Verstand und einige Weltkenntniß an die Hand geben. Sie sind meistens ernsthaft: doch hin und wieder mit lustigen Zügen, Geschichtchen u. dgl. untermengt. Was weiterhin folget, mag wohl ernstlich gemeint seyn. Ich war, schreibt er, ein so hartnäckiger Junge, da ich noch einer war, daß mir weder die Ruthe im Hindern, noch die knochenreichen Hände meiner Lehrmeister einen blinden Glauben in den Kopf bringen konnten. Ich war von Kindesbeinen an ein grübelnder Zweifler, der seine Lehrer in den wenigen Stunden, da er Privat-Unterweisung genoß, mit Fragen und Einwürfen quälte. Ich hatte immer so viel wider den fidem historicam einzuwenden, und war so wenig mit den theologischen Beweisen der Religionssätze zufrieden, daß alle Orthodoxen aus mir

dereinst einen bösen Freygeist prophezeyhten; ich wollte niemand aufs Wort glauben; ich verlangte Beweise aus der gesunden Vernunft, und dadurch gewann ich eine Kenntniß des Glaubens, dem ich nach meiner Geburt folgen sollte; aus einem lutherischen Lande kam ich in ein papistisches, aus diesen zu Reformirten und Wiedertäufern; ich lernte Juden, Türken, Enthusiasten, Inspirirte, Böhmisten, Goldmacher, Herrnhuter und Quäcker kennen; jeder wollte mich bekehren; mit jedem disputirte ich; keinen überwand ich, und keiner überwand mich u. s. w.

*Die Religion, mit philosophischen Augen betrachtet. Wien 1774. 8.

Blieb mir bis jetzt unbekannt.

*Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe den 21 December durch einen Pistolenschuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen. Im Ton: Hört zu ihr lieben Christen u. s. w. 1774. 8.

Unter der zahllosen Schaar guter, mittelmäßiger und schlechter Schriften, welche Göthe'ns Leiden des jungen Werthers veranlaßten, eine der bessern. Es ist ein drolliges Schlemperlied, worin dem Verf. der wahre Bänkelsängerton trefflich gelungen ist.

*Ankündigung und Probe einer neuen Ausgabe von D. Johann Fischart's Uebersetzungen des ersten Buchs von Rabelais Gargantua. Nürnberg 1775. 8.

Die Ausgabe selbst unterblieb, so weit meine Kenntniß reicht; welches eben nicht zu bedauern ist. Denn es waren deren bereits acht gedruckt. Diese also würde die neunte gewesen seyn. Ueberdies ist sie sehr frey, und des

Uebersetzers Laune ist sehr ungezogen und unsauber. Die Bretschneiderischen Anmerkungen würden vielleicht das Beste gewesen seyn. Sie sollten vornämlich die altteutschen und von Fischart selbst geschaffenen Wörter betreffen. Hätte lieber Br. uns eine neue Uebersetzung gegeben! Bey seinem natürlichen Humor würde er vielleicht damit eben so viel Ehre eingelegt haben, wie Wieland mit seiner Uebersetzung der Lucianischen Schriften. Für diesen Verlust wurden wir jedoch späterhin mehr als entschädigt, durch den Sekretar Levin Christian Sander zu Kopenhagen, der unter dem angenommenen Namen Doktor Eckstein eine Umarbeitung sowohl des Rabelais selbst, als seines launigen Uebersetzers Fischart lieferte, unter dem Verlagsort Hamburg 1785—1787. 3 Bände in 8.

*Familiengeschichte und Abentheuer des Junkers Ferdinand von Thon. Nürnb. 1775. — Zweyter Theil. ebend. 1776. 8.

Dieser Roman gewährt einen unterhaltenden Zeitvertreib. Denn er trägt das Haupterfoderniß eines guten Romans an sich, daß er nämlich den Leser im Athem, in der Erwartung zu erhalten weiß. Ueberdies enthält er viel Welt- und Menschenkenntniß, und ist besonders jungen Personen beyderley Geschlechts zu empfehlen. Ob Bretschneider, wie man mich versichert, hier und da sich selbst kopirt habe, kann ich nicht entscheiden. Die Kupfer, deren der Titel nicht erwähnt, hätten billig wegbleiben, oder mit bessern vertauscht werden sollen. Sie verunzieren das Buch. Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht den Verfasser, sondern den Verleger Raspe.

Rede am Namenstage der Kaiserin Königin (Marie Theresie). Wien 1777. fol.

Uebersetzungen einiger Reden aus dem Lateinischen. Temeswar 1779. 8. Ofen 1780. 4.

Blieben mir bis jetzt unbekannt.

Auf das Einweihungsfest der königl. hohen Schule zu Ofen *). (Ofen) 1780. 4.

Eine geistvolle Beschreibung der Einrichtung dieser von Tyrnau nach Ofen verlegten Universität.

Auf die Ankunft — des Hrn. Grafen Karl Palffy von Erdöd, königl. Hungarischen Hofvicekanzler, als bevollmächtigten königl. Hofkommissar zur feyerlichen Errichtung der hohen Schule zu Ofen. Ebend. 1780. 8. Eine Ode.

*Catalogus nonnullorum rariorum, partimque rarissimorum varii idiomatis et argumenti librorum, quos una cum parva collectione imaginum eruditorum aeri lignove incisarum, venum exponit, et quibus ad indicem generalem librorum rariorum, suam quantulamcunque confert partem H. G. a B. Pestini 1781. 8. maj.

Für Bücherliebhaber behält dieser Katalog immer einen gewissen Werth, theils wegen der darin verzeichneten seltenen und wie dergleichen Liebhaber sie zu nennen pflegen, hauptraren Bücher, nach deren Erwähnung man sich in Vogt's, Clement's u. dgl. Verzeichnissen vergebens umsieht, theils auch wegen ihrer sorgfältigen Beschreibungen und der Anmerkungen.

*Fabeln, Romanzen und Sinngedichte. Pest 1781. 8.

Ueber diese Sammlung kann man keinen Bescheid ertheilen.

*Vorbericht und Anmerkungen zu den Beyträgen zur philosophischen Geschichte der heutigen geheimen Ge-

*) Am 25sten Junius 1780.

sellschaften; für Freymaurer und Anti-Freymaurer. (Leipzig) 1786. gr. 8.

Ich kenne das Buch einzig und allein aus einer Recension in der Allg. Litter. Zeitung 1787. Nr. 125; wo es ein in vieler Absicht merkwürdiges Buch genannt, wo zwar des Vorberichts, aber nichts von dessen Inhalt, und der Anmerkungen gar nicht erwähnt wird.

*Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788. Mit 13 saubern Kupfern und Musik. Mit Erlaubniß der Obern. Gedruckt zu Rom, und zu haben in allen Buchhandlungen Teutschlands. kl. 8.

Unstreitig das witzigste und launigste Produkt unsers Schriftstellers, zugleich aber auch eines der nützlichsten, indem dadurch dummer Aberglaube und Anhänglichkeit an abgeschmackte Gebräuche und Legenden lächerlich gemacht und bestritten werden, die der Eigennutz der Pfaffen finsterer Zeiten erfunden hat, und welche die planmäßige Schalkheit gewisser Leute, auch in den neuen und sogar noch in den neuesten Zeiten zu unterhalten, und wohl gar noch fester zu gründen sucht. Daß solche freylich ganz anders von dieser heilsamen Panacee urtheilen, läßt sich leicht erwarten. Bey ihrer Erscheinung schimpften sie durch ihr damahliges Sprachrohr, die zu Salzburg herausgekommene Oberteutsche Litteraturzeitung (1788. 3tes Vierteljahr S. 1651 u. ff.) weidlich darauf los, indem sie dieselbe eine von den vielen Winkelschriften schalten, welche damahls mit so viel Ungezogenheit wider Mönche, Heilige und Heiligenlegenden losstürmten und allerdings einigen Nutzen stiften könnten, diesen edeln Endzweck aber durch ein ungestümmes, grobes Verfahren ganz verfehlen. „Nur Schade, daß der gute Humor, welcher in dieser Schrift beynahe durchgehends herrscht, hier so übel angebracht ist." Und ich meyne: so meisterlich und zweckmäßig angebracht ist.

Mit gutem Gewissen empfehle ich sie als eine der heilsamsten Zwerchfellserschütterungen.

*Musen-Almanach, 1788. Lemberg in 12.

Ein nicht zu verachtendes Durcheinander! Vermuthlich sind die Gedichtchen nicht alle von Br. Das behaglichste Stück steht am Ende: „Das wunderthätige Puppenspiel; Posse aus dem Spanischen nach Cervantes und Bertuch; auf die Teutsche Bühne eingerichtet.“

*Recension der Schrift: Charakter Friedrichs II, Königs von Preußen, beschrieben von D. Anton Friedrich Büsching, königl. Preuß. Oberkonsistorialrath u. s. w. Friedrich der Zweite: Der ferfluchte Pfafe weis Selber nicht Was er Wil, hohle Ihn der Teufel. Büschings Charakter Friedr. des 2ten, 2te Ausg. S. 55. (Dies ist das Motto). Wien u. Leipz. 1789. kl. 8.

Das Büchlein läßt sich, wie alles, was Br. schrieb, gut lesen: wer aber das Büschingische Buch kennt, wird bald gewahr, daß sein Recensent hier und da zu weit gegangen ist, seinem muthwilligen Satir zu sehr den Zügel schiessen ließ; ohne deswegen zu läugnen, daß Büsching's unhistorische Geschäftigkeit, mit der er dem König dann und wann unedle oder zweydeutige Absichten andichtete, Lauge verdient habe. Meines Wissens hat Büsching nie etwas dagegen erwiedert.

*Georg Wallers Leben und Sitten, wahrhaft — oder doch wahrscheinlich — beschrieben von ihm selbst. Kölln, bei Peter Hammer (vielmehr Berlin, bei Nicolai) 1793. 8.

Unter den Legionen Teutscher Romane einer der vorzüglichsten, der jetzt noch in keiner Lesebibliothek vermißt werden sollte. Er trägt nicht allein, wie die Abentheuer des Junkers von Thon, das dort von mir

gerühmte Haupterfoderniß eines guten Romans an sich, sondern übertrifft diesen, indem die Handlung noch rascher fortschreitet und den Leser unaufhaltsam mit fortreißt. Es folgt da alles Schlag auf Schlag; man wird unvermerkt in Verwickelungen hineingezogen, deren Lösung nicht voraus zu sehen ist. Erst im letzten Kapitel erhält man sie völlig, aber auf eine Art, wie man sie kaum vermuthen konnte. Man wird sehr bald gewahr, daß der Verf. den Menschen nicht, wie die gewöhnlichen Romanschreiber, am Schreibetisch, sondern unter den Menschen, studirte und jedem Leser — der sie zu brauchen versteht — eine gute Portion von wahrer Lebensphilosophie auf eine sehr unterhaltende Art gab. Laune, Witz und feine Ironie, verbunden mit reiner Diktion und gutem Stil, hat er ganz in seiner Gewalt. Die Charaktere sind so treffend, daß jeder Leser in Versuchung kommt, die Originale dazu in seiner Nähe aufzusuchen; ein Beweis, daß der Verf. den Menschen in seinen verschiedenen Schattirungen kannte und meisterhaft abzukonterfeyen verstand. Auch hier, wie in Junker Thon, mischte er von seinen eigenen Lebensumständen Manches ein. Die Sitten der Wiener sind ganz nach dem Leben dargestellt. Eine treuere und dabey drolligere Beschreibung des dortigen Tons und der Etikette wird man nicht leicht finden. Das Buch wurde in Wien verboten, nicht sowohl, wie ich vermuthe, deswegen, sondern wohl wegen der, oft scharfen Rüge gewisser Mißbräuche, Kniffe und Ränke, die z. B. die damahligen Reichshofräthe und ihre Agenten spielten *). Daß das

*) Im Allg. Litter. Anzeiger (1798. Nr. 175. S. 1876) (wo der Titel unrichtig: Bruder Walter und der Verlagsort Hamburg angegeben ist) wird gefragt, warum das Buch in keinem Buchladen mehr zu haben ist? und zugleich: Sollten vielleicht die □ (Freymaurer) solches aufgekauft und unterdrückt haben? Denn, steht dabey,

auch ins Holländische übersetzte Buch nun desto begieriger gelesen wurde, versteht sich. Auch Betrügereyen unechter Freymaurerlogen werden freimüthig aufgedeckt.

*Die freywillige Beysteuer; ein Vorspiel. Lemberg 1793. 8.

Dieses und das folgende Stück scheinen ausser ihren Druckorten wenig oder gar nicht bekannt geworden zu seyn. Wenigstens find' ich nirgends Notitzen von ihnen. Nicht einmahl im Heinsiusischen Bücherlexikon sind sie angeführt.

*Liebe und Wein in Asien; eine komische Oper. Frankfurt am M. 1793. 8.

*Die Spring-Wurzel, oder die böse Liesel; eine komische Oper. Nürnb. 1810. 8.

Dies ist die letzte Schrift, die Br. selbst noch zum Druck beförderte. Auf einer Reise nach Würzburg lernte er den dortigen Herrn Kapellmeister Witt und einige Schauspieler kennen, denen er diese Oper vorlas. Sie fand so viel Beyfall, daß der erstere versprach, sie in

daß der Verf. ein Renegat aus dieser Gesellschaft ist, sieht man im Buche selbst nur allzudeutlich. Unser einer aber eben nicht. Br. ergießt seine Laune, wie oben im Texte steht, gegen die Winkel- oder Afterlogen, nicht aber gegen die echten. Er selbst bekannte sich ja öffentlich zu dem Orden. Und, würde wohl Nicolai, der Verleger des Buches, der selbst einer der eifrigsten und gelehrtesten Maurer war, dasselbe zur Welt gebracht haben? Ueberdies kann schon deswegen kein Mangel an Exemplarien gewesen seyn, da Nicolai's Sohn, der nach dessen Tode die Verlagshandlung übernahm, diesen Roman mit einem neuen Titelblatt versah, was er mit mehrern Büchern that, worauf die Jahrzahl 1797 steht.

Musik zu setzen, und die letztern, sie aufzuführen. Ob es wirklich geschehen sey, weiß ich nicht.

Außerdem befinden sich in verschiedenen periodischen Schriften Abhandlungen und Bemerkungen von ihm; z. B. in der Berl. Monatsschrift, und zwar im Jahrg. 1803. Sept. S. 232—235: Geschrey beym Angriff der Kavallerie, auf Anlaß eines Aufsatzes mit derselben Ueberschrift, im Maystück desselben Jahres (S. 352—362). — Hernach im Jahrg. 1804. Jun. S. 449—460: Freymaurermenuet; in Bezug auf den Jahrg. 1803. Jul. Nr. 2.

So auch in Meusel's historisch-litterarisch-bibliographischen Magazin, z. B. S. 81—90. (Zürich 1790): Gedanken über ein altes Bauernlied. Dieses Volkslied, dort in Kupfer gestochen, setzt Br. in die Mitte des 15ten Jahrhunderts, beurtheilt seinen ästhetischen Werth, und erklärt die darin vorkommenden veralteten Teutschen Wörter und Redensarten. Sollten es unsere neuen Forscher noch nicht kennen; so will man sie hiermit aufmerksam darauf machen.

Recensionen endlich schrieb Br. viel und mancherley, vorzüglich zur allgemeinen Teutschen Bibliothek. Unter der oben gedachten über Swedenborg's theolog. Werke steht die Chiffre Fi. Folglich sind alle, so bezeichnet, von ihm. Da aber der Herausgeber dieses Journals, Nicolai, die Chiffern seiner Mitarbeiter von Zeit zu Zeit änderte; so können auch noch andere Recensionen Bretschneider'n angehören.

Viele finden sich auch in den, von 1771 bis 1790 herausgekommenen Frankfurter gelehrten Anzeigen. Er nahm während seines Aufenthaltes in Frankfurt

und

und in der dortigen Gegend, im Nassauischen Theil daran. Lange Zeit — wenn ich nicht irre 1774 — schrieb er sie, auf Ersuchen ihres ersten Direktors, Hofraths Deinet, fast ganz allein, als nämlich die Mitarbeiter ihn hülflos ließen, und er alsdann in solcher Recensionsnoth alles, was ihm vor die Faust kam, es mochte einschlagen, in welche Wissenschaft es wollte, frisch weg, wie einsmahls ein Recensent zu sagen pflegte, abthat, und dadurch, zu Deinet's Freude, der Zeitung viele Leser verschaffte; worüber er oft zu scherzen pflegte.

Vorstehende Lebensumstände, deren einige ich bald nach Bretschneider's Ableben, ohne mich zu nennen, im Korrespondenten von und für Teutschland (1810. Nr. 321 u. 322) mittheilte, hätte ich vielleicht zu einer förmlichen Biographie ausbilden können, hätte es mir nicht an Mitteln dazu gefehlt. Mein Freund wollte sein Leben selbst beschreiben. Hätte er diesen Vorsatz ausgeführt; wie belehrend, wie unterhaltend würde diese Selbstbiographie, schon zu Folge dessen, was ich erzählte, ausgefallen seyn! Angefangen hatte er sie. Denn am 11ten Julius 1810 schrieb er mir aus Carlsbad, es wären schon neun Bogen in der Handschrift fertig. Er setzt hinzu: „Es wird drauf los geschrieben, ehe der Eifer verraucht, und ich bin so glücklich, zu erlangen, was ich zur Autorschaft unumgänglich brauche: Einsamkeit, heitere Aussicht, Bequemlichkeit, Küche nach meinem Geschmack u. s. w. Dieß alles gewährt mir nun der Graf Wrtby ꝛc. ꝛc." Daß aber bald darauf seine Kränklich-

keit zunahm und er eine Beute des Todes wurde, wissen meine Leser. Schwerlich wird er demnach jene Arbeit vollendet haben. Hätte er sie aber auch; so wird sie höchst wahrscheinlich für uns verlohren seyn. Denn nunmehr komm' ich auf einen höchst unangenehmen Umstand, von dem ich gerne schwiege, wenn ich nicht, zu meiner eigenen Rechtfertigung und wegen der Menge der Freunde, die Br. hinterließ, davon schreiben müßte. Es verhält sich damit, wie folget.

Br. hatte mit seiner, mehrere Jahre vor ihm verstorbenen Gemahlin, neun Kinder erzeugt, von denen aber nur noch ein Sohn lebt, der Herr Obrist und Kommandeur des kaiserlich Oestreichischen Husarenregiments von Frimont; ein Mann, der bey mehrern Gelegenheiten die unverdächtigsten Proben von Tapferkeit, Einsicht und Rechtschaffenheit abgelegt hat, unter andern im Jahr 1799, wo er in Italien und in der Schweitz vielfach Ruhm und Ehre gegen die revolutionären Franzosen ärndete; ganz vorzüglich aber bey der Wiedereroberung eines wichtigen Passes, der Luciensteig, dicht an den Vorarlbergischen Gränzen gegen Graubünden, zwischen Balzers und Maienfeld, den die Franzosen im März 1799 überrumpelt hatten, die Oestreicher aber unter Anführung des damahligen Rittmeisters von Bretschneider mit großer Tapferkeit bald wieder erstürmten. Am schärfsten gieng es her bey der von den Franzosen angezündeten Langwartbrücke. Diese Scene hat Steinlen, nach einem Gemählde von Rugendas, in Kupfer gestochen und illuminirt. Zuletzt fand ich seiner erwähnt in der Geschichte des vorjährigen Krieges in Italien mit dem König Joachim von

Neapel; wo er — wenn ich nicht irre — als Generalmajor vorkam.

Mit Recht war der Vater stolz auf einen solchen Sohn. War von ihm die Rede, so überzog Freude und Feuer sein Gesicht. Er hatte ihm Hoffnung gemacht, ihn im Frühjahr 1810 in Erlangen zu besuchen; und schon war für ihn und seine Pferde eine Wohnung ausgesucht, als diese Hoffnung auf einmahl verschwand. Der Vater hatte mich nicht allein mündlich, sondern auch schriftlich *) zum Herausgeber seiner ungedruckten Papiere und zur Besorgung gewisser andern Geschäfte ausersehen. Der Verwalter des Schlosses Krzimitz, Hr. Likawetz, ertheilte mir unter dem 6ten November die traurige Todesnachricht, ohne weiter etwas hinzu zu setzen. Am 23sten Nov. schrieb Herr Stadtsyndikus Franz aus Schleitz, Neffe unsers Freundes, an mich, er sey zuerst durch den Korresp. v. u. f. Teutschl. davon unterrichtet worden; und in der Vermuthung, die Nachricht rühre von mir her, eröffnete er mir sein Schmerzgefühl. „An ihm, schrieb er, habe ich nicht nur

*) Noch am 11ten Oktober, folglich kaum drey Wochen vor seinem Hinscheiden, schrieb er mir: „Daß Sie „eine Art eines letzten Willens von mir bekommen, versteht sich. Aber auch meinen Sohn werden Sie bey „dieser Gelegenheit kennen lernen; denn er wird bey „dieser Gelegenheit heraus kommen, und Erlangen mit „seinen Environs kennen lernen. Für Sie — setzte „er noch hinzu — werde ich eine ganze Instruction aufsetzen; denn ich kann noch schreiben: aber nicht allzeit.“ Dieser Brief war schon, wie auch ein Paar vorhergehende, mit zitternder Hand geschrieben.

einen Verwandten, sondern auch einen Freund verlohren, einen Freund meiner Jugend; denn er war nur 6 Jahre älter, als ich. Meine Mutter hatte ihn größten Theils erzogen, und er war ihr geliebtester Bruder." Zugleich ertheilte er mir zu der kurzen Biographie (wie er es nennt) im Korrespondenten, die er für wahr und richtig erklärt, einige Ergänzungen; und erkundigte sich nach seinem litterarischen Nachlaß, welcher aus vielen eigenen und fremden Manuscripten und aus einer Menge zum Theil wichtiger Briefe bestehe. Ich meldete ihm, was ich davon wußte und was ich zum Theil eben erzählt habe. Zugleich rieth ich ihm, selbst an den Sohn, dessen Standquartier damahls zu Radkersburg in Steyermark war, zu schreiben, der die richtigste Auskunft darüber geben könnte. Er fand aber für besser, sich vorher an den Herrn Hofrath Bretschneider in Gera, auch einen Neffen des Verstorbenen, zu wenden, und ihn zu fragen, ob er einige Nachricht erhalten habe? Und dieser meldete, er habe sogleich, als er aus dem Nürnberg. Korresp. den Tod des Oheims erfahren, an dessen Sohn, den Obristen, geschrieben, ihn um Nachricht von den letzten Tagen seines Vaters und dem Schicksale seines litterarischen Nachlasses gebeten, auch ihn freundlich eingeladen, seine Verwandten im Vaterlande seines Vaters zu besuchen: er habe aber bis im Februar 1811 keine Antwort erhalten. Diese Umstände bestimmten den andern Neffen, mit dem ich korrespondirte, keinen Brief an den Obristen abgehen zu lassen, weil er immer noch glaubte, dieser werde dem Vetter antworten und er dadurch die verlangten Nachrichten erhalten und erfahren, wessen man sich

zu ihm zu versehen habe. Allein, bis zum 19ten Jun. sey er noch nicht angekommen, und dieses siebenmonatliche Stillschweigen bewege ihn, alles Schreiben an den Obristen zu unterlassen, um sich nicht auch der Unannehmlichkeit auszusetzen, ohne Antwort zu bleiben. Er schlug zugleich vor, ich möchte an ihn schreiben. Dies hätte ich nun zwar gern gethan: aber, wie konnt' ich erwarten, einer Antwort gewürdigt zu werden, da er nicht einmahl seinen nahen Verwandten dergleichen ertheilte? Bald hernach fand Herr Franz Gelegenheit, einem alten Freund, Major in Oestreichischen Diensten, der damahls nach Pilsen war versetzt worden, zu bitten, Erkundigung in dem benachbarten Schlosse Krzimitz über den Tod und die Verlassenschaft des Oheims einzuziehen. Am 15ten Jul. 1811 erhielt er Antwort, nebst einer, dem Major von dem erwähnten Schloßverwalter ertheilten Nachricht, wovon mir der Hr. Stadtsyndikus eine Abschrift mittheilte. Darin wurde, unter andern, gemeldet, Br. habe seine meisten Bücher und Schriften in Wien gelassen, und seinen Herrn Sohn unterrichtet, wo er das ihm Gehörige dort zu suchen habe. Er habe nur einige Bücher und wenige kleine Aufsätze mitgebracht, worunter sich seine Reisebeschreibung nach England *) und zwey Hefte Poesien auszeichneten. Alles dies, nebst den vorgefundenen Briefen, wie

*) Welche zu lesen, mich einzelne mündliche Erzählungen sehr begierig machten. Wenn ich ihn aber um Mittheilung der schriftlichen bat; so erwiederte er: Ich muß sie erst noch feilen. Sie erhalten sie ja ohnehin dereinst ganz in ihre Hände.

auch seine Garderobe habe man über Wien dem Hrn. Obristen zugeschickt, der alles, bis auf einige abgenutzte Kleidungen, nach erhaltener Nachricht vom Tode seines Vaters, von Kr. abverlangt habe. Dabey heißt es noch: „Die abgenutzten Kleidungen werden licitando veräußert und der dafür gelöste Betrag, samt der übrigen Baarschaft und Pretiosen des Verblichenen, mittelst Diligence eben an Hrn. Obersten übermacht.“

Ist alles das geschehen; so muß der Herr Obrist (oder jetzt General) von Bretschneider den ganzen Nachlaß seines unvergeßlichen Vaters erhalten haben, folglich auch alle Briefschaften, folglich diejenigen seiner Verwandten, folglich auch die meinigen, folglich auch die vorhin gedachte, von dem Vater für mich ausgefertigte Disposition oder Instruktion. Fast sollte man es aber doch bezweifeln. Denn würde sonst wohl ein Kavalier von solchen Verdiensten und von solcher Geisteskultur, die ihm sein Vater gewiß angedeihen ließ, alles so gleichgültig und uns so wegwerfend, als wären wir Krautsköpfe, behandelt haben? Nimmermehr! Wenigstens würde er seinem Vetter in Schleitz und mir die Geldauslagen erstattet haben, die ich dem Vater, auf wiederhohltes Verlangen, anzeigen mußte. Es geschah dies von meiner Seite in meinem letzten Brief, welcher wahrscheinlich nach seinem Ableben eingetroffen seyn wird, den folglich der Herr Sohn versiegelt erhalten haben müßte.

Meusel.

2.

Kaiser Joseph der Zweyte.

Vorerinnerung.

Ueber diesen, durch so mannichfache Verdienste und Eigenheiten ausgezeichneten Herrscher sind — wer weiß es nicht? — so viele Nachrichten und Urtheile ins Publikum gekommen, daß man glauben sollte, es wäre alles erschöpft, es wäre nichts mehr von ihm zu erzählen übrig. Die allermeisten, dahin gehörigen Schriften hat der fleißige Ersch mit seiner gewohnten Genauigkeit verzeichnet in dem unvergleichlichen Repertorium der Litteratur für die Jahre 1785 bis 1790 (B. 2. Hälfte 2. XIII. Nr. 4183 bis 4214); dasselbe für die Jahre 1791 bis 1795 (B. 2. Hälfte 2. XIII. Nr. 4297 bis 4309); und dasselbe für die Jahre 1796 bis 1800 (B. 2. Hälfte 2. XIII. Nr. 2554—2557). Allein, von einer, zwar kurzen, aber so Thatenreichen Regierung lassen sich mehrere und verschiedene Gesichtspunkte ergreifen oder Ansichten gewinnen, lange geheim gebliebene Triebfedern entdecken, besonders aber auch Handlungen und gewisse charakteristische Züge aus dem Privatleben solcher Regenten in Erfahrung bringen, die erst spät zur öffentlichen Kunde kommen, weil man diese entweder bey dem Leben solcher interessanter Fürsten bekannt zu machen sich scheute, oder Personen, die sie wußten und andern anvertrauten, schonen mußte, die man aber nach ihrem Absterben nicht weiter zu verheimlichen braucht.

Das Neueste und zugleich Interessanteste über verschiedene wichtige Begebenheiten der Regierung Joseph's, z. B. über seine Zumuthungen an die damahlige Republik Holland, über die innere Regierung und die kirchlichen Reformen des Kaisers, hat erst in den beyden erst verflossenen Jahren mein verehrtester Gönner und Freund, der Herr Staatsrath von Dohm, im ersten und 2ten Band seines klassischen Werks: Denkwürdigkeiten meiner Zeit, dem Publikum vorgelegt. Man findet da zum Theil neue Ansichten und vorher nicht öffentlich bekannte Anekdoten. Wegen des anziehenden Inhaltes fanden die Herausgeber des Morgenblatts für gebildete Stände vorigen Jahres mit Recht für gut, einige Nummern mit Bruchstücken dieser interessanten Darstellung zu schmücken*).

Ich selbst hielt bald nach dem Hinscheiden des Kaisers einige öffentliche Vorlesungen über dessen Leben und Regierung, die meine aus allerley Ständen bestandenen Zuhörer mit Beyfall aufnahmen. Dieser wurde mir auch vom größern Publikum zu Theil, als ich sie drucken ließ (Leipzig 1790 kl. 8). Ich übergab einzelnen Kennern und befugten Richtern Exemplarien mit der Bitte, mir ihre Urtheile unverhohlen und mir unbekannte Nachrichten gütig mitzutheilen. Beydes geschah zu meiner großen Zufriedenheit, vorzüglich von dem 1798 verstorbenen Reichshofrath Friedrich Karl von Moser, mit dem ich schon seit dem J. 1785 in Briefwechsel gestanden hatte; von meinem alten Bekannten, Friedrich Nicolai in Berlin, und von einigen andern. Von solchen Bemerkungen oder, wenn

*) Jahrg. 1815. Nr. 174 u. ff.

man lieber will, Anekdoten will ich nun hier einige vorlegen. Ich verbinde damit, was ich in den Papieren des so eben gefeyerten Bretschneiders, der dem Kaiser persönlich bekannt war, der ihn auch in Geschäften brauchte, gefunden und ich ehedem zum Theil in dem Korrespondenten v. u. f. Teutschland bekannt gemacht habe. Die von ihm herrührenden Notitzen werde ich mit v. Br. und die Moserischen mit v. M. bezeichnen.

Meine Vorlesungen veranlaßten den Freyherrn von Moser zu folgenden allgemeinen Aeusserungen: Da diese Vorlesungen keine Biographie noch eigentliche Charakterschilderung seyn sollten; so haben sie, nach meiner Empfindung, just die rechte Mensur ihrer Bestimmung. Die freymüthigen Bekenntnisse über die theils sehr zweydeutigen, theils offenbar unkeuschen und tadelhaften Grundsätze in der so unverdient gepriesenen Toleranz, über seine Habsucht, Ländersucht, über sein Eilen ohne Weile, über seinen Egoismus und Verachtung treuen Raths ꝛc. ꝛc. haben mich wahrhaft und herzlich gefreut. Da ich diesen Monarchen selbst in verschiedenen Stellen gedient, eines besondern Zutritts bey Ihm gewürdigt worden und seinen Charakter studirt habe; so könnte ich Noten zu diesem Text liefern, die original genug wären: aber dreymahl größer werden würden, als das Buch selbst. Da er als Mensch und Fürst zu offen gelebt, um seine Handlungen zu verheimlichen; so wird man hoffentlich mit einer pragmatischen Geschichte seines Lebens und seiner Regierung nicht bis

ins kommende Jahrhundert warten dürfen; ja, es wäre Schade, so lang zu warten, weil in zehn Jahren viele seiner Zeitgenossen und Zeugen seiner Handlungen nicht mehr seyn werden *).

Seine Erziehung und sein Unterricht war ganz von Jesuiten entworfen und geleitet. Sprachen, Mathematik, Physik, und überhaupt Memorien-Werk waren die Hauptsache. Sein erster Ajo oder Oberhofmeister war der Graf, nachher Fürst Batthyani, um den Ungern zu schmeicheln. Ich stand dabey, als der Kaiser einst, noch bey Batthyani's Leben, sagte: Ich habe von meinem Oberhofmeister nichts gelernt, als zu sagen: Leck mich im A***. Wenn die Lehrstunden kamen; so ward unter zehn Stunden fünfmahl gesagt: Der Herr kann nur wieder gehen! Wollen Ihr Hoheit nicht ins Ballhaus? wollen Sie nicht spazieren reuten? Es sollte so ein königlicher Bär mit dem Ring in der Nase aus ihm gezogen werden. Sein Geist keimte aber früh in ihm hervor. Ich weiß aus dem Mund des nun verstorbenen Herrn von Martines, der ihn die Geschichte lehren mußte, daß Joseph ihn oft gebeten, ihm heimlich Bücher mitzubringen, aus denen er was lernen könnte; wie er dann auch in zunehmenden Jahren ganze halbe Tage in der kaiserlichen Bibliothek zugebracht und, noch als Kaiser, äußerst les- und wißbegierig war. Das meiste Verdienst um ihn hat der Baron von Beck, der als gewesener Kor-

*) Meines Wissens ist bis jetzt, folglich nach 26 Jahren, noch keine solche Geschichte erschienen. M.

rektor von Frankfurt nach Wien kam, allda aus Armuth katholisch, Professor und zuletzt Reichs-Referendarius wurde. Dieser mußte den Kaiser, als Kronprinzen, das Staatsrecht lehren; und dieser war's, der ihm zuerst die Gräuel und Tiefen der Römischen Hierarchie, und wie die Päpste mit den Kaisern gehaußt, kenntlich machte, und den ersten Grund legte zu der nachherigen Explosion.

v. M.

Seinen Starrkopf *) erbte er von seiner Mutter. Schon als Knabe von vier Jahren hatte er einen so eisernen Eigensinn, daß er sich einst vornahm, nichts zu essen, als was ihm beliebte. Zu allem, was Ihm Sein Ajo präsentirte, sagte er: I mog net. Er trieb dies Spiel bey acht Tage lang. Die Kaiserin Konigin kam darüber selbst in Angst. Ein alter Officier, der den kleinen Starrkopf besser, als die Mutter, kannte und der ein Bauchredner war, erbot sich, ihn zu kuriren, ließ sich, mit Vorwissen der Aja, unter dem langen Teppich der Tafel verstecken, und als der Knabe wieder sagte: I mog net, brüllte er fürchterlich unter dem Teppich: Willst du fressen? Das Kind, durch die Aja bestärkt, meynte, die Stimme käme vom Himmel, und sagte von Stund an nicht mehr: I mog net.

v. M.

*) Vergl. meine Vorlesungen (S. 11.), wo es heißt: „Seine Beharrlichkeit artete oft in Starrsinn aus; wodurch selbst seine Mutter dann und wann verdrießlich gemacht wurde, so daß sie ihn Stutzkopf oder Starrkopf schalt.“

Gelehrsamkeit oder auch nur oberflächliche wissenschaftliche Kenntnisse waren Josephs Sache nicht, ob er gleich nicht ganz leer war, und von den Italienischen Dichtern viele Stellen auswendig hersagen konnte. Er hatte seinen Tasso und Ariost gelesen; und dazu ist er vermuthlich in seiner Jugend angehalten worden; denn er recitirte die Verse so ziemlich im Schultone.

Der König in Preußen hatte ihm bey der Zusammenkunft in Schlesien die Reveries du Comte de Saxe empfohlen, und ihm ein elegant gebundenes Exemplar geschenkt. — Mich hat einer von seinen Leuten, der bis an sein Ende um ihn war, versichert, daß zwar dieses Buch in der ganzen langen Zeit seit der Schlesischen Zusammenkunft, nicht von des Kaisers Nachttische gekommen sey, daß aber alle Blätter noch am goldenen Schnitt fest zusammenklebten, als er starb.

Er kam einmahl in die ehemahlige Garellische Bibliothek, die auf seinen Befehl die Lembergische Universitäts-Bibliothek geworden war, und erblickte da ein Werk in Folio von 9 oder 10 Bänden, mit dem auswendigen Titel: Cornelii a Lapide Opera. „Hat der Patron so viel geschrieben? das hab' ich nicht gewußt. Er gehört unter die Prohibita, und muß hier weggestellt werden; auch soll man das Buch niemand zu lesen erlauben." Hieraus sieht man, daß er den Cornelius a Lapide mit dem Hippolytus a Lapide verwechselte, welcher letztere ein Buch gegen das Haus Oestreich geschrieben hat.*) v. Br.

*) Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano - Germanico etc. S. l. 1640. 4. Der

Der teutschen Sprache war Joseph günstig, und wollte sie durchaus in seinen Ländern, wo mancherley Zungen gesprochen werden, als die allgemeine Geschäftssprache einführen; welches eben nicht so geschwind auszuführen war, als er sich einbildete. Er erzählte uns einmahl Abends im Casino zu Lemberg, der König von Preußen habe gegen ihn geäußert, die teutsche Sprache habe weder Wohlklang noch Tonkraft; dem Schalle der Worte fehle die Analogie mit der Sache, die sie ausdrücken sollten, und er wisse im Teutschen von dieser Art nichts, als die saubere Floskel des Pöbels: Leck mich u. s. w. welche einen, der Sache angemessenen Klang mit sich führe.

v. Br.

Joseph liebte Musik, spielte selbst den Flügel und die Baßgeige, war ein Freund vom Theater, und beförderte gern öffentliche Lustbarkeiten aller Art; war gern da, wo sich viel Menschen versammelten, um sich zu ergötzen; und eröffnete aus dem Grunde Prater und Augarten allen Ständen. Die Oper, il Re Teodoro, mußte der Hofpoet, Abate del Ponte, auf seinen

---

wahre Verf. blieb lang unbekannt; aber es ist längst allbekannt, daß er Bogislaus Philipp von Chemnitz hieß. Der Wiener Hof ließ das Buch sogleich verbieten und verbrennen; wodurch aber nur — ut vulgo fit — dessen Ausbreitung nur noch mehr befördert wurde. Unter andern sehe man Pütter's Litteratur des Teutschen Staatsrechts Th. 1. S. 207—213; wo es heißt: „Es that in der Folge dem kaiserl. Hofe vielleicht grössern Schaden, als manche verlohrne Schlacht. M.

Befehl verfertigen: aber sie fiel nicht ganz so aus, wie sie der Kaiser wünschte. Er wollte eine Satire auf den König von Schweden haben, der damahls in den Europäischen Ländern herum reisete: aber der Geist der Satire ruhte nicht auf dem Abate; und Se. Maj. waren endlich auch mit dem zufrieden, was der Dichter geliefert hatte. Die vortreffliche Musik des Hofkapellmeisters Salieri wird das Ohr des Kenners immer schätzen; diese Oper wird sich erhalten, wenn auch kein Mensch mehr weiß, daß sie auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Joseph geschrieben wurde, und was den Text anbelangt; so möchte er durch einige kleine Veränderungen, die weder Zeit noch Kunst erfodern, sehr viel gewinnen. Es kommt mir sehr anstößig vor, daß der arme Theodor, der sich durch das ganze Stück als ein ehrlicher Mann aufführt, der mit seinem unglücklichen Schicksal das Mitleiden des Zuschauers erregt, am Ende von einem eifersüchtigen Kaufmanns-Burschen verspottet und gemißhandelt wird. Mich dünkt, der Dichter erwecke damit mehr Abscheu, als Vergnügen. Wenn er seinen Helden, wie den Schelm Gafforio, als einen Windbeutel, oder als einen Betrüger oder Bösewicht, wie Don Juan, aufgeführt hätte; dann könnte so ein Ausgang seinen moralischen Werth haben: aber er zeigt durchaus eben keinen bösen Charakter, und der Knoten des Drama's löset sich am Ende mit seinen Schulden, die ihm wie eine Litaney vorgesungen werden. Diese Schulden und die Liebe zu der schönen Wirthstochter sind also die Verbrechen, die ihn ins Gefängniß bringen, und ich finde darin eben die Eigenschaften, die ihn zum Könige qualificiren. Ludwig, dieses Namens der

Funfzehnte, mit dem Zunamen der Vielgeliebte, hat funfzig Jahre regiert — Liebe und Schulden begleiteten ihn bis zum Grabe.

v. Br.

Joseph war geneigt zum Zorne und zum Verdruß, wenn er seine Hoffnungen verfehlt sah: es dauerte aber nicht lange Zeit, und zu Gemüthe zog er sich nicht leicht etwas. Ich weiß nur Einen Fall, der ihn sehr betrübte. Er erschoß im Augarten einen Menschen, den er durch das Gebüsch für Wildprät angesehn hatte. Er kränkte sich darüber sehr, und wurde nicht eher getröstet, bis der Vater des Entleibten mit einem reichlichen Sühnopfer versöhnt war.

v. Br.

Die ihn der Tyranney oder Grausamkeit beschuldigen, bedenken nicht, wie nothwendig es bey dem Antritt seiner Regierung war, Beyspiele strenger Gerechtigkeit zu zeigen. Er war eben nicht hartherzig: aber das hab' ich an ihm bemerkt, daß er es gern sah, wenn man sich vor ihm fürchtete. Man konnte ihn durch nichts in bessere Laune versetzen, als durch eine Erzählung von Schrecken und Furcht vor seiner Person. — Nichts hat indessen mehr Aufsehen gemacht und auf seinen Ruf einen schlimmern Einfluß gehabt, als die Geschichte des Obersten Szekely. Dem Kaiser wird dabey hauptsächlich zur Last gelegt, daß dieser Mann sich ihm anvertraut und sich gleimsam in seine Arme geworfen hatte, und doch eine so entehrende Strafe

ausstehen mußte. Man hat Beyspiele von Potentaten, welche groß genug dachten, denen, die sich ihnen anvertrauten, zu verzeihen. Ludwig der Vierzehnte schickte einen General, dem befohlen war, nach Paris zu kommen, einen Eilboten entgegen, mit dem Befehl, sogleich wieder zurück zu der Armee zu gehen, weil die Frau dieses Generals dem Könige zu Fuße gefallen war, und ihm das Bekenntniß abgelegt hatte, daß sie sich in Abwesenheit ihres Mannes habe schwängern lassen. Das war freylich galant von einem Monarchen, den die Hugenotten einen Tyrannen heißen, weil er sie mit Feuer und Schwerdt bekehrte, und der die Pfalz verbrennen ließ: aber es war hier nicht die Rede von Eingriffen in eine Staatskasse; wobey das Beyspiel einer solchen Großmuth und Willfährigkeit zum Verzeihen, um der Folgen willen, nicht eben sehr rathsam wäre. Inzwischen verdient der gute Szekely, der ein Opfer ausgelernter Spitzbuben ward, daß man seine Geschichte in der wahren Gestalt darstelle. Denn sie ist aus Gründen, die jedem bey meiner Erzählung einleuchten müssen, der Welt noch immer ein Geheimniß geblieben.

So wie Marie Theresie die Augen geschlossen hatte, kroch ein Völkchen aus Winkeln und Nebenwegen hervor, das sich zeither gar nicht hatte blicken lassen; es nennt sich Rosenkreutzer, und war bekannt genug. Diese Leute hoben nun ihre Häupter empor, wagten, in guter Hoffnung auf die bekannte Toleranz des neuen Regenten, daß er selbst bald mit arbeiten werde, ohne Scheu öffentlich ihr Wesen zu treiben, warben viele Rekruten, und hatten starken Zulauf. Auf ihren Meisterstühlen saßen ein Paar feine Hypokriten, ein

jeder nach seiner Weise; wovon ich jetzt nur den Reichshofraths-Agenten Matolai zu nennen brauche, weil er Meister vom Stuhl der nämlichen Loge war, in welche sich Szekely, zu seinem Unglück, hatte aufnehmen lassen. Allen den armen Schafen, die sich in den Orden locken ließen und den Worten der Apostel desselben glaubten, spiegelte man ausserordentliche Glückseligkeiten vor, die ihrer warteten. Der glattzüngige Matolai wußte ihnen insbesondere das System *) der Goldmacherey und den Umgang mit den Geistern mit sehr geheimnißvollen Mienen ganz süß und lieblich beyzubringen; und der arme Szekely war auch einer von den Fischen, die an dieser Angel anbissen. Er dünkte sich unendlich glücklich, in eine Gesellschaft gekommen zu seyn, die ihm goldene Berge versprach, und arbeitete fleißig. Unter Arbeiten wird hier nichts anders verstanden, als fleißig alle Logen zu besuchen; seinen Beytrag richtig zu bezahlen, die Obern als ausserordentliche große Männer zu verehren, und in den Hieroglyphen große und sehr nutzbare Geheimnisse zu suchen. Zum Glauben an solche Possen sind die Menschen sehr geneigt; denn die Mittel, reich zu werden, die weder Zeit noch Mühe brauchen, sind doch wahrhaftig gescheuter, als wenn einer mit Krämereyen anfangen muß und stufenweise nach 20 oder 30 Jahren mit vieler Mühe und Anstrengung zum Glück gelangen kann, ein Banquier zu werden. — Matolai war zugleich Rosenkreutzer, welche letzte Stufe der Dummheit von der einen und der Betrügerey von der andern Seite auch Szekely betrat; überdies wurde er mit der

*) oder vielmehr Spinnengewebe. M.

Hoffnung gelabt, gar nicht weit mehr von dem Lapide *) entfernt zu seyn; einsweilen aber könne er vorher zu andern wichtigen Geheimnissen und Kunststücken gelangen, zu Universalarzneyen, womit herrliche Wunderkuren zu verrichten wären, durch die man so viel gewinnen könne, als die Kosten des Hauptprozesses betragen würden. Kurz, Szekely träumte sich ein Himmelreich aus allen den Hoffnungen, die er sich und Matolai ihm machten.

Um diese Zeit kam ein gewisser Baron Liebenstein nach Wien, und brachte einen Laboranten mit, der Götz hieß, und dieser hatte ein Weib, das viel schwatzte. Liebenstein ist der Erfinder des sogenannten philosophischen Goldsalzes, eines guten Arzneymittels gegen Fäulniß und Schärfe im Blute. Es besteht aus stark, mit Vitriolöl gesättigtem Weinstein. Liebenstein kam nach Wien, um sich da Abgang seines Goldsalzes zu verschaffen, und hatte den Laboranten Götz mitgenommen, um ihn bey Verfertigung desselben zu brauchen. Ausserdem waren Götz und seine Frau, er Bedienter und sie Köchin des Barons. Nun traf sich's, daß der Visitator auf der Hauptmauth in Wien, der die Koffer des Barons Liebenstein zu untersuchen hatte, ein der Kunst sehr ergebener Rosenkreutzer war. Er hieß Baccochi. Als dieser Mann so viel chemisches Geschirr und anderes Werkzeug, das zu dem Goldsalze gebraucht wurde, unter dem Geräthe des Barons fand; so kam er gleich auf die Gedanken, der Eigenthümer dieser Dinge müsse ohne Zweifel einer von den geheimen Obern der Rosenkreutzer seyn. Er begegnete ihm

*) Stein der Weisen.

daher mit der größten Ehrfurcht, begleitete ihn in sein Quartier, und fand, weil L. sich nicht mit ihm einlassen wollte, alle Kennzeichen eines solchen geheimen Obern, die sich nicht zu erkennen geben. Er ermangelte also nicht, seinem bekannten Obern Matolai Rapport zu erstatten, und verbrämte seine Erzählung mit so vielen wunderbaren Eigenschaften, die er jenem beylegte, daß die ganze Societas Rosaecrucianorum, die damahls in Wien schwärmte, in Bewegung über den Gast gerieth. Die Herren wollten sein Incognito nicht gelten lassen, und sendeten eine Deputation an ihn, die ihn mit aller, einem unbekannten Obern gebührenden Reverenz und Unterwerfung einladen sollte, sie mit seinem Besuch zu beehren, ihre Arbeiten zu prüfen und ihnen aus der Schatzkammer seiner Geheimnisse etliche Kleinodien mitzutheilen. Liebenstein, der noch jetzt im 83sten Jahre seines Alters gesund und frisch herum wandert *), aber, wie man hören wird, durch diese Leute blutarm geworden ist, war im siebenjährigen Kriege Hauptmann in Preußischen Diensten und Adjutant des Generals Salomon. Er ist ein Mann ohne Komplimente, geradsinnig, ehrlich und aufrichtig. Da kamen nun freylich die Herren Deputati an

*) Wann Br. dies schrieb, weiß ich nicht; aber wohl dies, daß ich diesen Baron in Erfurt und hernach in Erlangen kennen lernte, indem er mich, von Nürnberg aus, hier besuchte. In letzterer Stadt scheint er auch gestorben zu seyn. Ich kann mich indessen nicht entsinnen, daß er von den oben erzählten Schicksalen mir irgend etwas entdeckt hätte. Ich fand ihn aber ganz so, wie Br. ihn schildert. M.

an den unrechten Mann. Er fertigte sie kurz ab, nannte ihre Rosenkreutzerey Narrenspossen und ihr ganzes Wesen Betrügerey, sagte ihnen, daß ihre unbekannten Obern sie bey der Nase herum führten, und wollte sich auf sein Goldsalz auf keine Art mit ihnen einlassen. Inzwischen hatte doch diese Arzney schon unter den Brüdern einen gewissen Ruf erlangt. Matolai und Baccochi hatten es als ein zuverlässiges Rosenkreutzerisches Produkt ausgegeben. Es war auch endlich nothwendig, nach so vielen Worten, einmahl etwas Reelles vorzubringen; und die Obern beschlossen, mit List und Schlichen hinter das Geheimniß zu kommen. Ein jüngerer Bruder und Herr Baccochi ließen sich dazu gebrauchen. Liebenstein war auf kurze Zeit nach Ungern verreiset; welches man benutzte, und Bekanntschaft mit dem Laboranten Götz und seinem Weibe machte. Die Herren wußten freylich nicht, daß sich Liebenstein einen Zusatz vorbehalten und bey der Verfertigung des Salzes dem Laboranten verborgen hatte. Aber er und sein Weib gaben vor, das Geheimniß ganz zu besitzen, und es wird noch bis auf den heutigen Tag so unvollständig in Ungern nachgemacht. Götz und seine Ehekonsortin waren schlau genug, die hohe Meinung, die die Herren von dem Salze hatten, zu bestärken, und den Preiß für die Entdeckung darnach zu bestimmen. Dazu kam noch das persönliche Interesse eines von den zwey Unterhändlern, der dem Weibe gern etwas zuwenden wollte. Die Foderung war stark, und man fand keinen unter der Gesellschaft, der leichter zu bereden war, das Arcanum zu kaufen, als den armen Szekely, der, geblendet von den schmeichelhaften Aussichten, in kurzer

Zeit so große Kuren zu machen hoffte, deren eine so viel, als die ganze ausgelegte Kaufsumme betrug, zurück bringen würde, daß er ganz ohne alles Bedenken in die ihm anvertraute Kasse griff, und in der Hoffnung, das Geborgte bald wieder ersetzen zu können, welche fehl schlug, so unglücklich wurde, wie Jedermann weiß. Nun aber fürchteten Götz und sein Weib die Zurückkunft des Barons Liebenstein, ihres Herrn, der nicht mit sich spassen ließ. Matolai hatte es übernommen, sie davon zu befreyen. Er examinirte das löbliche Ehepaar genau über alles Thun und Lassen und alle Worte und Werke des Barons, und fand in der Entdeckung, daß er ein Freygeist sey, das Mittel, seiner los zu werden. Götz mußte sich auf den Kontrolorgang stellen, und, als ihn der vorbeygehende Kaiser fragte, was er wolle? antworten: Sein Gewissen treibe ihn, Sr. Maj. anzuzeigen, daß er zweifle, ob sein Herr, der Baron Liebenstein, ein Christ sey, weil er oft von Jesu Christo und seiner hochgebenedeyten Mutter nicht mit geziemender Ehrerbietung spreche. Darauf antwortete der Kaiser kurz: Wenn sein Herr kein Christ sey; so könne er ihn dafür nicht strafen, so lang er nicht Proselyten mache, und ihm, Götzen, stände es frey, seinem Herrn den Dienst aufzusagen und sich bey einem Christen zu verdingen. Das war dem Meister Matolai sehr unerwartet. Ein zweyter Kunstgriff gelang besser. Götz reisete dem Baron, der von Ofen aus geschrieben hatte, wann er zurück kommen würde, bis Wieselburg entgegen, und log ihm vor, daß er zu Wien im Verdacht stehe, ein heimlicher Preußischer Werber zu seyn, daß er von der Polizey überall gesucht werde u. s. w. Diese Lüge

konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, und Liebenstein mußte, mit aller seiner Unschuld, viele Unannehmlichkeiten befürchten, denen er damit auszuweichen glaubte, daß er, ohne Wien zu berühren, durch einen Umweg aus den Oestreichischen Landen gieng. Seine in Wien zurückgelassene Kleider und andere Sachen schenkte er seinem Verräther, dankte ihm für seine Treue, und gab ihm ein Rendezvous in Regensburg, nebst Reisegeld, wovon aber Götz zu diesem Endzweck keinen Gebrauch machte.

v. Br.

Die Geschichte von Szekely's Verletzung der ihm, als Gardeobristlieutenant anvertrauten Gardekasse und ihrer strengen Bestrafung erregte im J. 1786 in und ausser Oestreich viel Aufsehens. Es wurde viel dafür und dagegen gedruckt. Allein, meines Erinnerns, wurde die Ursache seines, aus Leichtsinn entsprungenen Unglücks nirgends so genau und bestimmt erzählt, als im vorstehenden Aufsatze. In einer Vertheidigungsschrift: Freymüthige Bemerkungen über das Verbrechen und (die) Strafe des Gardeobristlieut. Szekely von einem Freund der Wahrheit (Wien 1786. 8.), wovon ein Auszug in Schlözer's Staatsanzeigen (H. 9. S. 216—222) befindlich ist, heißt es wohl: „Es kann zwar auch seyn, daß Sz. die Unordnung bey der Gardekasse mag wahrgenommen und einen Defect befürchtet haben; welches ihn vielleicht, und da er auf die bey desselben Entdeckung zu befahren habende schändlich-entehrende Bestrafung rechnen konnte, verleitet hat, all sein Studium der Chemie zu widmen, um vielleicht durch eine glückliche Erfindung sich aus dem Labyrinth und der Gefahr, die ihm drohte, heraus zu helfen.“ Und weiter hin: „War eine Mitursache dieser geschärften Strafe, weil Sz. ein Maurer oder Rosenkreutzer gewesen?“ Auch im Politischen Jour-

nal (1786. S. 624. Vergl. S. 852), wo von seiner Bestrafung die Rede ist, wird eingemischt, er habe vielleicht das aus der Kasse genommene Geld (nahe an 100,000 Gulden) dem schimärischen Projekt, eine Universalmedicin oder den Stein der Weisen zu finden, aufgeopfert. Allein, die eigentlichen Triebfedern und die Umstände des ganzen Herganges find' ich nirgends so bestimmt angegeben. M.

Zwey kontrastirende Aufsätze über Kaiser Joseph den Zweyten. Der erste von einem inzwischen verstorbenen Staatsmanne an seinen ebenfalls verstorbenen Fürsten: der andere von dem, beyden erst im J. 1809 nachgefolgten Dichter, dem geheimen Hofrath Ring in Carlsruhe.

A *).

Gnädiger Fürst und Herr,

Ich ergreife die Gelegenheit, Eurer Durchlaucht einige Betrachtungen über den Kaiser zu übersenden, die das Resultat mehrerer Beobachtungen sind, die man nur an Ort und Stelle machen kann. Dieser Fürst — in Teutschland und fast bey allen Nationen angebetet — ist in der That unendlich liebenswürdig; sein Aeusseres gewinnt unstreitig alle Herzen; es giebt keinen Herrn an seinem Hofe, der mit ihm verglichen werden könnte, man mag nun auf die Art sich zu benehmen oder auf die Gewandtheit des Geistes sehen. Aber man tadelt an ihm — und zwar nicht ohne Grund — viel Flüchtigkeit in seinen Beschlüssen, Starrsinn bey dem Drange sie durchzusetzen, Härte in der Ausführung, Neigung, immer das Große zu erreichen und doch dabey stets nur geringe Mittel anzuwenden, nicht immer — und zwar ohne Reue — Wort zu halten, seine Diener wenig zu achten, in der Meinung, sie handelten blos aus Eigennutz. — Dies ist aber noch wenig! Mit Bedauern seh' ich, daß dieser so liebenswürdige Prinz, der im Grunde

*) Das Französische Original steht im Anhange zu meinen Vorlesungen über Joseph den Zweyten.

immer das Gute will, unzählige Herzen von sich entfernte. Mehr als sechs tausend Familien, durch entweder ganz oder zum Theil eingezogene Pensionen, ihres Unterhaltes beraubt, so viele Verabschiedungen, die allgemeine Besorgniß, sie zu verliehren — alles dies muß natürlich viel Mißvergnügen, viel heimlichen Haß erregen. Man sagt mir, und zwar aus sicherer Quelle, daß das Mißvergnügen unter dem Soldatenstand fast allgemein sey. Es würde zu weitläufig seyn, alle Ursachen anzuführen; und, wer könnte sich auf alle einzelne Umstände einlassen? Am meisten beschweren sich die Officiere vom höhern Rang, die Generale. — Alles, was Priester heißt — von den Erzbischöffen anzufangen und bey den Kapuzinern und Küstern aufzuhören — seufzet im Geheim, seitdem Roms Einfluß, dessen Aufrechthaltung ihnen nicht anders, als vortheilhaft, seyn konnte, vertilget oder wenigstens unendlich verringert wurde, und ein großer Theil des Volks, immer anhänglich an dem Oberhaupt der Kirche und an dessen Dienern, sein Mißvergnügen mit ihnen theilt, ohne es sich merken zu lassen. — Die von dem Kaiser angenommenen Grundsätze der Religionsduldung, die ihm in der That unendlich Ehre machen, indem er dadurch die Herzen der Protestanten, vorzüglich in Ungern, gewann, haben die Schwärmerey der Katholiken erhitzt; und im Grunde scheint es mir ein politischer Streich zu seyn, dessen Zweck ist, sich eine Partey zu machen, wovon die Folgen und Wirkungen sich voraus sehen lassen. Ich für meinen Theil, so wie tausend andere, segne diese wohlthätigen Absichten: aber ich fürchte, die Protestanten in Ungern und Böhmen, wenn sie allzu freye Hände bekommen, werden, so sehr sie verfolget wurden, selbst Verfolger werden; wie die Hugenotten zu Süllys Zeit. Die besten Christen lebten in den Jahrhunderten der Unterdrückung. — Ich glaube gegenwärtig behaupten zu können, der Papst sey nicht von Wien abgereiset, ohne nichts für sich ausgewirkt zu haben. Erst verleihet er jedem Bischoff von seiner Wahl an — und auf sein Verlangen — die Macht, Ehedispensationen für den dritten und vierten Grad der Verwandschaft zu ertheilen; den zweyten aber behielt sich der Papst vor. Diese Macht gilt für

das ganze Leben: es müßte denn seyn, daß der Papst für gut fände, sie aus wichtigen Gründen zurück zu nehmen. In Ansehung der Klostergelübde wollte der Pabst durchaus nicht nachgeben, noch den Bischöffen die geringste Macht, darüber zu dispensiren, bewilligen; man müsse sich in Ansehung solcher Gelübde an den obersten Priester wenden u. s. w. Die Bischöffe können nun nicht mehr den Nonnen erlauben, zu heurathen; und was den Eid der Bischöffe betreffe, so könne er nicht nach dem, Anfangs bekannt gemachten Formular bestehen; er werde demjenigen, den die Französischen Bischöffe ablegen, gleich seyn. Alles dies wohl überlegt, sollte man wohl nun behaupten, der Papst sey umsonst oder um nichts nach Wien gekommen, und die Römische Politik habe sich bey dieser Gelegenheit nicht geltend gemacht? Wenn die politische Achtung des Wiener Hofes im Auslande seiner Macht angemessen gewesen wäre, so müßte sie weit größeres Ansehn gehabt haben. Aber das System des Wiener Kabinets war von jeher schwankend, schielend, argwöhnisch und Mißtrauen erregend. Der Fürst Kaunitz schmeichelt und schmollt abwechselnd bald mit dem Französischen, bald mit dem Englischen Minister, so wie die eine oder die andere dieser Mächte die vermittelnden Höfe zu vernachlässigen scheint. Dank sey es diesem wankelmüthigen Betragen, daß man so weit gekommen ist, in London zu glauben, der Kaiser sey ganz Bourbon — und in Paris, er begünstige England! Ich bin unveränderlich mit der tiefsten Ehrerbietung

Ewr. Durchlaucht

Wien
am 12ten Junius
1782.

unterthäniger, ergebenster
und treuer Diener
* * *

B.

In obitum Josephi II, Imp. Rom.

Ergo Josephe, tegit nec Te Tua plurima virtus,
Quoque abeunt cuncti, Tu quoque praepes abis!

Tot vigiles noctes studiis dederas hominumque
Clarorum factis; Musa juvare nequit.
Mores multorum vidisti, Caesar, et urbes;
Nil juvat, ad terras haec retulisse Tuas.
Jus, fas constituis, das leges, sacra tueris,
Non tamen Astraea est terrigenis facilis.
Vitam aliis tentas ex omni parte beatam
Reddere; at Ipse minus Tute beatus eris.
Nominis Austriaci per Te fama aucta per orbem
Dum volitat, famae tutus es et dubius.
Belli artes pacisque offers et utrinque triumphos;
Servare Heroëm docta Minerva nequit.
Doctis arte viris Te cinctum vidimus: at Te
Salvum vult esse et non Hygiene valet.
O vanas hominum spes! est ô quam miseranda
Sors nostra! Ex nostris Optimus Ipse perit.
Ipsa perit Tecum dilecta Puerpera Elisa,
Pulcra Puella, brevis pignus Amoris, adest.

Was die Liebschaften Josephs anbelangt, so waren sie, wie manche seiner Lobredner behaupten, aus moralischen Grundsätzen blos aus den Gassen-Nymphen gewählt, deren aber keine leicht zum zweytenmahl gerufen wurde. Ein Souveraind'or war die gewöhnliche Belohnung, die auch bisweilen überstiegen, aber nie vermindert wurde. Welchen übeln Einfluß, diese Art sich zu vergnügen, auf die Gesundheit des Monarchen gehabt hat, das ist in Wien Jedermann bekannt: ob es aber wahr ist, was man dort ebenfalls sagt, daß ihn nämlich der Leibchirurg Brambilla, um sich nothwendig zu machen und einen freyen Zutritt zu haben, niemahls recht geheilt habe — dies kann ich nicht behaupten. Der Herr war übrigens nichts weniger, als Misogyn. Er liebte den Umgang mit Frauen-

zimmern: wenn er aber merkte, daß das Herz Antheil zu nehmen begann, dann zog er sich weislich zurück, weil er die Macht der weiblichen Reitze und die Sucht der Weiber, sich in Geschäfte zu mengen, fürchtete. Unter seiner Mutter hatte er freylich genug Beyspiele erlebt, die seine Behutsamkeit rechtfertigen konnten: aber, da er physisch nicht ohne Weiber seyn konnte; so hätte er doch wohl besser gethan, wenn er, mit Beybehaltung seiner Grundsätze, in eine anhaltende Verbindung getreten wäre, und den Gegenstand seiner Zuneigung in gehöriger Entfernung gehalten hätte. Vielleicht wär' es auch dahin gekommen, wenn nur eine von seinen vielen Bekanntschaften die Probe ausgehalten hätte. Ich selbst habe deren zwey gekannt, die so fest glaubten, sich für ihre Freunde verwenden zu können oder nach Geheimnissen fragen zu dürfen; und sie wurden auf der Stelle abgedankt. Eben so sehr nahm er sich in Acht, erklärte Favoriten zu hegen. — Der einzige Mensch, von dem man sagen kann, daß er eine Zeit lang seine Gewogenheit vorzüglich genoß, war der bekannte Kabinetssekretar Günther, der aber, zu seinem Unglück nicht Kopf genug hatte, ein solches Glück zu ertragen. Sein natürliches Talent war gering; und in Wissenschaften hatte er, so wie alle Dummköpfe, gerade so viel gethan, als die Schulstudien mit sich bringen; praetereaque nihil. Er mahlte einen schönen Buchstaben, und konnte rechnen. Hiermit und mit seiner Stupidität erwarb er sich die Gunst eines Monarchen — ein Glück, das er verdiente, wenn es genug Verdienst ist, für seinen Herrn die tiefste Verehrung und Treue zu hegen. Diese Eigenschaften besaß er, und hätte also nicht so fallen sol-

len, wie ein anderer voll Ränke, List und Schelmerey gemeiniglich zu fallen pflegt. Diesem Günstling widerfuhr eine solche Ehre, wegen seiner kurzen Einsichten, und wegen dessen, was ihm fehlte — das war Welt- und Menschenkenntniß. Die gute Portion Stolz, die sich bey erklärter Herrengunst nach und nach in ihm bildete, und die eben zu der Zeit seines Falls erst zu brausen anfieng, muß man einem Menschen seiner Art gar nicht übel nehmen, sondern als eine natürliche Folge der Stufe seines Glücks ansehen, auf der auch große Geister nicht stark genug sind, diese Empfindung zu verläugnen: nur daß diese ihren Hochmuth auf Ueberlegenheit an Talenten steifen können; woran Günther keinen Anspruch hatte. Von seinem Herrn hatte er die Idee der höchsten Vollkommenheit. Was aus seinem Munde floß, war bey Günther'n Kraft und Geist, und was seine Feder entwarf, Kern aller Sentenzen. — Laudamus, ut laudemur. — Auch der Kaiser fand an Günther's Aufsätzen Belieben. Das hätte nun alles so in seiner Ordnung fort gehen können, wenn sich ein junger Mann, wie Günther damahls war, mit dem Umgange seines Herrn, der schon ziemlich familiär zu werden anfieng, hätte begnügen können. Aber, er suchte sich bey Weibern zu erhohlen, und gieng nicht Regis ad exemplum von einer zu der andern, sondern blieb bey Madame Eskales, einer hübschen Jüdin von Amsterdam, verheurathet und geschieden in Berlin, stehen, und brachte seine Ruhestunden bey ihr zu. Diese Jüdin wurde in Wien als eine Berlinerin angesehen; und da hieß es, wie dort von Nazareth: Was kann von Berlin Gutes kommen? Dazu kam, daß sie Bücherlesen liebte, und nun eine

Gelehrte genannt wurde; welcher Beyname in Wien sehr zweydeutige Auslegungen erdulden muß. Man glaubte, sie schreibe alles nach Berlin, was ihr Günther zutrage; und so verleitete die Gewinnsucht einen Lumpenhund ihrer Nation *), zu denunciiren, daß Günther und diese Frau den Staat verriethen. Wahrhaftig, der arme Mensch erfuhr so wenig, daß er nichts verrathen konnte. Beyde Personen hatten, wenn sie allein waren, ganz andere Dinge zu verhandeln, als Staatsgeheimnisse. Indessen, der Denunciant handelte auch nach Ueberzeugung. Er hatte keine andern Begriffe vom Umgange der Menschen mit einander, als solche, die sich auf Gewinnste gründen. Herzensangelegenheiten kamen bey ihm gar nicht in Anschlag. Denn das Ding kannte er nicht einmahl dem Namen nach. Was konnten die zwey Personen anders machen, als Geld gewinnen, und wie konnten sie es anders gewinnen, als durch Verrätherey? Ein kluger Kopf will auch etwas für seine Entdeckungen gewinnen. Er zeigte also seine Muthmaßungen als entschiedene Wahrheiten an, und glaubte, ein einziger Brief, den man auf der Post öffnen solle, würde ihm zum Beweise hinlänglich seyn. Anstatt aller seiner Hoffnungen wurden ihm für seine Weisheit vierzig Stockschläge auf öffentlichem Markte zugezählt. Denn Günther und Madame Eskales, nachdem sie lange separirt, vernommen und untersucht waren, wurden unschuldig befunden: aber doch, sie exilirt, und er als Concipist beym Gubernium in Siebenbürgen angestellt.

---

*) Joras hieß er. M.

So weit bin ich Bürge für meine Erzählung. Denn ich habe die Hauptpersonen gekannt und Umgang mit ihnen gehabt. Nun will ich noch die gemeine Sage erwähnen, für die ich nicht stehe. Man erzählt, daß zwar beyde Angeklagte in der Hauptsache völlig unschuldig befunden worden waren, daß aber Mad. Eskales, geschreckt durch den Examinator, der sie bereden wollte, Günther habe schon alles bekannt, einige kleine Histörchen aus dem Venus-Kämmerlein Seiner Majestät, die ihr Günther im Vertrauen mitgetheilt haben sollte, ausgesagt habe.

v. Br.

Wer Günther's ganzen Lebenslauf näher kennen lernen und eine umständliche Vertheidigung desselben lesen will, den verweise ich auf Schlözer's Staatsanzeigen B. 1. H. 4. S. 515—523. Unterschrieben: Wien 26 Sept. 1782. Der Bretschneiderische Bericht ist unpartheyischer. — Vielleicht lebt dieser Mann noch; denn er war 1743, und zwar im Eichsfelde, gebohren.

M.

Ueber die in meinen Vorlesungen über den Kaiser Joseph (S. 55) erzählte Nachricht, daß ein Paar Reichshofräthe wären abgesetzt worden, schreibt mir der Freyherr von Moser, selbst ehedem Reichshofrath: „Es ist kein Reichshofrath abgesetzt worden. Der Schelm, dem der Kaiser auf der Spur war, lebt noch. *) Der Kaiser konnte mit den Beweisen gegen ihn nicht aufkommen, und wollte doch nicht via facti

*) Nämlich im Sommer 1790. M.

zufahren, ungeachtet ganz Wien und Teutschland den Mäckler kannten. Graf Grävenitz und Baron Ditmar*) die er erst vor wenigen Jahren kassirte, sind nicht wegen Justitz-Verfälschung, sondern wegen Schuldenmachen und unedler Handlungen entlassen worden. Der Kaiser sprach mehr denn einmahl mit mir über jenen Schurken, und sagte dann: „„Es wird mir mit ihm gehen, wie meinem Herrn Vater mit dem Bockel; so lang er lebte, wollte keiner das Maul aufthun; und kaum war er tod; so haben sie ihm alle auf's Grab gemacht.“ “ Dagegen hatte er aber auch eine so souveräne Verachtung gegen den Reichshofrath gefaßt, daß er sich nicht nur mit seinen Kammerdienern glühend lustig über manche Mitglieder machte, sondern, ungeachtet er alle andere Kollegien, ja Gefängnisse und Lazarethe, besuchte, er in seinem ganzen Leben nicht dahin zu bringen war, nur einmahl in den Reichshofrath zu kommen.“

v. M.

Zu S. 50 meiner Vorlesungen bemerkt derselbe: „Ganz zuverläßig wahr ist es, daß die Concepte der ersten, nach Marien Theresiens Tode publicirten Toleranz-Patente schon drey Jahre lang in ihrem Schreibkabinet gelegen hatten. Sie wollte aber in Ruhe sterben. Der Joseph, sagte sie, mag's ausführen! Der Kaiser gab sie in der ersten ungeduldigen Wärme zur Bekanntmachung hinaus, und die Oestreicher hatten die Bosheit, sie, wie sie waren, ohne Eingang und Schluß,

*) Gestorben am 17ten Januar 1795.

ohne Kopf und Schweif, bekannt zu machen. Drum sehen sie auch so verhunzt aus."

v. M.

Zu S. 58: „Personen, die es wissen können, haben mich in Wien versichert, Papst Pius der 6te habe den Kaiser mit Thränen gebeten, die völlige Ausführung seiner kirchlichen Plane doch bis zu seinem, des Papstes Ableben zu versparen; der Kaiser habe es ihm auch versprochen. Die Plane giengen viel, viel weiter. Wie Römische List und Verkettung mit und durch Rußland, großen Theils auch die Erinnerung einer gewissen höchst interessanten Rede Friedrichs des Großen an Kaiser Joseph, den Sachen eine ganz andere Wendung gegeben, wäre zu weitläufig zu erzählen. Wäre es in dem Ideengang des Kaisers gelegen, langsam zu handeln; hätte er nicht immer gesagt: Ich habe schon zwanzig Jahre warten müssen u. s. w. welche Katastrophen wären erfolgt! Man sah aber zu bald, daß die Toleranz nur auf der Mauth wohne, und da der Kaiser die Bischöffe zu Passau, Brixen u. s. w. selbst nöthigte, den König in Preußen um Schutz und Fürsprache anzuflehen; so wurden die Blinden bald wieder sehend; und die Holländischen, Frankfurtischen, Cölnischen ꝛc. Banquiers trauten vom Anfang an dem Handel nicht."

v. M.

Als die sogenannten Abrahamiten, die sich zu keiner der drey anerkannten Christlichen Confessionen bekennen wollten, aus Böhmen weggeschafft und in das Banat transportirt wurden, war Joseph eben in Ofen, als man diese Leute durchführte. Er ließ sie insgesammt vor die Hauptwacht in der Festung bringen, befragte sie erst über ihren Glauben, und behandelte sie sehr hart mit Drohungen. General Alvinzi, der zugegen war, wagte es, ein Wort für sie zu reden, und sagte: „Aber diese Menschen glauben doch „an Gott." — „Eben das, antwortete Joseph, zeugt „von ihrer unvernünftigen Hartnäckigkeit; denn wenn „sie einen Gott glauben können; so müssen sie ja auch „eine Kirche glauben; eins folgt aus dem andern. „Ich weiß gar nicht, was das für Dummköpfe sind, „die da viel von ihrem Glauben an Gott schwatzen, „und das Uebrige der Christlichen Religion nicht glau„ben wollen, was doch eine ganz entschiedene Folge „von dem Glauben an Gott ist." Ich habe noch mehrere Leute so argumentiren gehört und lange nicht begreifen können, worauf sich die Folgerung gründet, nach welcher der, der einen Gott glaubt, auch alles das, was die katholische Kirche lehrt, glauben müsse. Endlich entdeckte ich, daß sich das Problem auflöset in der Idee, die diese Leute von Gott haben. Ihr Gott ist der, der täglich in viel tausend Kirchen ausgesetzt, gespeißt, zu den Kranken getragen und mit dem gewöhnlichen Namen Unser Herr Gott bezeichnet wird, z. B. Unser Herr Gott wird heute bey St. Peter ausgesetzt — Unser Herr Gott wird vorbeygetragen u. s. w. Also haben die Leute Recht: Wer an diesen Herr Gott glauben und ihn für seinen Gott halten kann, der

kann das andere freylich alles glauben, und muß es glauben *).

v. Br.

In meinen Vorlesungen S. 82 erzählte ich, daß Joseph die Hofdepartemente (z. B. die Hofkammer) mit einander vereinigt habe, daß sie seitdem die vereinigte Hofstelle geheißen, daß er das zahlreiche Personale dieser Departemente verringert, und daß demungeachtet die Geschäfte besser wären bestritten worden, als vorher. Hierzu setzte Moser in seinem erwähnten Brief: „Ja, aber im Galop. Es war nie mehr die Frage: Wie die Sachen behandelt werden? sondern nur: Wie viel in Einer Session abgethan, gemetzget werde? Würdige alte Räthe haben mir mit Thränen Horreurs darüber erzählt. Es war ganz so: Wer reit, der reit: wer leit, der leit."

v. M.

Aus einem Brief vom 21sten Oktober 1787: „Dem Kaiser wird ein Türkenkrieg willkommen

*) Ich will nur hierbey erinnern, daß der Propst Teller zu Berlin dieses Verfahren des Kaisers gegen diese unglücklichen Leute im Neuen Magazin für Prediger (B. 3. St. 2) mit folgenden Worten vertheidigte: „War also gleich das Verfahren mit der Deisten- oder Abrahamiten-Gesellschaft hart und sogar grausam; so konnte es beynahe nicht anders seyn. Denn schon erhob sich von allen Seiten das Geschrey: Da sieht man, was aus der leidigen Toleranz kommt!"

M.

seyn *), und in Hoffnung schläft er gewiß schon in Belgrad. Der Großwesier hatte aber auch nicht Unrecht, wenn er dem Oestreichischen Gesandten vorhielt, daß unter allen Christlichen Potentaten die Türken die einzigen waren, die das Haus Oestreich in seiner größten Noth im Jahr 1740 nicht mit unterdrücken halfen. Wenn Joseph die Stimme eines seiner größten Generale hören wollte — er wird sie aber nicht hören — so wird er sich vor einem Türkenkrieg hüten, wie vor der Hölle, und, wenn Er's seiner Freundin Katharine machte, wie Sie Ihm, da Sie die Krim wegschnappte und Ihn zusehen ließ; so würde nur eine alte Fabel wieder gespielt."

Hierher gehört noch eine Stelle aus einem Brief vom 5ten April 1788: „Wenn bey dem jetzigen Türkenkrieg die ehemahligen Kirchengebete wieder eingeführt würden; so dürfte im Herzen mehr für die Türken, als für Joseph den 2ten gebetet werden. Es ist ein ungerechter Krieg und ein Monument von Undank, das keine Zeit noch Geschichte vertilgen wird. Noch ist gar nicht angefangen, und wie viele Tausende sind schon gemetzelt! wie viele wird Klima, schlechtes Wasser, Seuchen und der Türkische Säbel wegraffen! Wie früh wird der Kaiser Ursache finden, sich's gereuen zu lassen, und wie bald wird er Graecam fidem seiner Bundesgenossin näher kennen lernen! Wie unsterblich wäre sein Ruhm und Name geworden, wenn Er den zehnten Theil dieser Kosten zum Flor und Besten seiner alten Erblande verwendet hätte! Ich kann

*) Als Bundesgenosse seiner Freundin, der Russischen Kaiserin, Katharinen der 2ten. M.

nie aufhören zu jammern, so oft ich nur daran denke; und beklage den Irrgang eines sonst mit großen Parthien und Gaben versehenen Monarchen. Doch danke ich Gott auch dafür, weder im Civili noch im Militari sein Diener zu seyn."

v. M.

Die herrlichste von Josephs Eigenschaften war, daß er seine Pflichten gegen seine Unterthanen kannte und sie zu erfüllen wünschte. Ueber die Art und Weise, dies auszuführen, haben die Potentaten keine ausschließende Vorschriften, und der, der, wie Kaiser Joseph, diese Pflicht zu seinem Hauptaugenmerk macht, handelt nach seinen Einsichten oder folget dem Rathe, den er für den besten hält. Joseph glaubte nicht, daß er auf den Thron gesetzt sey, um andere für sich arbeiten zu lassen; er arbeitete selbst, ließ Jedermann vor sich, duldete kein Ansehn der Person, sondern schätzte die Menschen nach ihren Eigenschaften und ihrem innern Werth, nennte sich den ersten Beamten des Staats, und handelte, so weit seine Kräfte reichten, als ein solcher.

Weil ich das Glück gehabt habe, diesen Monarchen in der Nähe beobachten zu können, indem er mich Stunden lang bey sich geduldet und viel mit mir gesprochen hat; so kann ich einzelne Züge von ihm mittheilen, die vielleicht manchem Leser nicht unbedeutend vorkommen werden.

Was seine Religion anbelangt; so war er ein guter katholischer Christ, der die Lehrsätze der Kirche von Herzen glaubte; nur bisweilen die Unfehlbarkeit des

Papstes in Zweifel zog, und sich eingeschlichenen Mißbräuchen kräftig widersetzte.

Als er im J. 1787 die bekannte Reise zu der Zusammenkunft mit Katharinen der 2ten unternahm und sich in Lemberg dazu vorbereitete, trat ich ein Paar Tage vor seiner Abreise in sein Zimmer. „Nun" sagte er „ist mir recht wohl, daß ich mich ausgeleert „habe." Ich nahm dieses, nicht ohne Verwunderung, im physischen Verstande: aber Se. Majestät belehrten mich bald eines Bessern. „Ich habe ge„beichtet — ich reise so einen weiten Weg; man kann „nicht wissen, was einem zustoßt (sic). Ich nehme „zwar einen Geistlichen mit: ein jeder ist mir aber „nicht recht zum Beichtvater. Der Feld-Superior, „der mich heute Beichte gehört hat, versteht seine Sache." Dieser Feld-Superior war der gröbste Bauernlümmel von allen, die mir jemahls vorgekommen sind. Aber er erwarb sich durch diese einzige Beichte, in der er vermuthlich sein Beichtkind sanft behandelt hatte, eines der einträglichsten Bisthümer in Ungern.

Es war damahls ein Jüdischer Abentheurer aus Schlesien in Lemberg, der den Monarchen so für sich einzunehmen wußte, daß er ihm die Direktion des sehr beträchtlichen Salzhandels in Galizien anvertraute. Ich meines Orts hätte den Menschen nicht zum Pferdeknecht angenommen. Denn er hatte eine Galgen-Physiognomie; war ein unerträglicher Schwätzer, und verrieth mit jeder Bewegung alle Unarten seiner Nation, Zudringlichkeit, Schelmengriffe, Trotz und Feigheit. Dieser Mensch, der im ganz eigentlichen Verstande die Hälfte seiner Tage ein Bettelbube gewesen

war und als solcher manchen Jüdischen und Christlichen Rippenstoß empfangen hatte, wollte nun auf einmahl, da er im Besitze von 4000 Gulden jährlicher Besoldung war und die Tantième, die auf seinen Theil 2 bis 3000 *) Gulden jährlich betragen konnte, den Petit-Maître machen wollte, behängte sich mit gestickten Kleidern und Juwelen, ließ sich in Gesellschaften einführen, und war ein großer Verehrer Christlicher Frauen und Jungfrauen, deren viele auch seinem Gelde hofirten. Goldschmidt war sein Name. Er war 1786 während der Fastnachtszeit in Wien, und wollte besonders in einer Redute recht glänzen, zu welcher er sich mit einer prächtigen Maske vorbereitet hatte. Allein, zwey Tage vorher überfiel ihn ein Rheumatismus an dem Orte, den seinem Vorfahren Jakob vor so viel hundert Jahren ein Engel verrenkt hatte. Er konnte nicht gehen, viel weniger tanzen. Ein Barbiergeselle versprach, ihn so herzustellen, daß er auf den Bal gehen könnte; und hielt Wort. Er zog mit Schröpfköpfen die Materie an die Oberfläche. Goldschmidt konnte auf die Redute gehen, sich in seiner Pracht zeigen, tanzte wacker u. s. w. und erwachte den andern Mittag mit neuen Schmerzen. Denn an dem Orte, wo er den Rheumatismus hatte vertreiben lassen, entstand ein Gewächs, welches von Tag zu Tag größer wurde, und ihn endlich ums Leben brachte. Er war mit dem Gewächse nach Lemberg gereiset, und fieng an, sich seiner Auflösung zu

*) Im Original steht 20 bis 3000. Es fragt sich, ob bey der 2 die 0 zu viel, oder bey 3000 eine zu wenig seyn mag? Ich wähle die mir wahrscheinlichere Antwort.

nähern, als Kaiser Joseph nach Lemberg kam, der ihn auch sogleich besuchte, und ihn kräftig vermahnte, sich vor seiner Abfahrt taufen zu lassen. Darauf gab Goldschmidt ganz ernsthaft und aufrichtig die bündigste Versicherung, daß er es thun wolle, wenn er wieder aufkäme: wenn er aber sterben sollte, wäre nichts dabey zu profitiren. Indessen wiederhohlte doch der Kaiser sehr oft den Wunsch, daß sich doch Jemand finden möchte, der ihn zur Bekehrung bereden möchte, damit seine Seele gerettet würde.

Kaiser Joseph war sehr geneigt, Vorschläge und Entwürfe zu Verbesserungen und überhaupt viel versprechende Neuerungen anzunehmen und anzuhören. Er faßte aber dergleichen Dinge meistens nur von der Seite der guten Folgen, die sie versprachen, überlegte aber nicht allzeit gründlich die Schwierigkeiten der Ausführung, und dachte oft nicht daran, daß die Nationen, die er beherrschte, in Denkungsart, Sitten und Gebräuchen, in der Kultur und sogar nach ihrer physischen Beschaffenheit gar sehr von einander unterschieden sind. Er wollte alles unter Generalregeln bringen; und dazu war es noch nicht Zeit. Er wollte z. B. ohne Rücksicht der großen Verschiedenheit in der Landesverfassung das nämliche Urbarium in Galizien einführen, wie in Oestreich, Steyermark u. s. w. warf damit die Grundherren aus dem Besitz ihrer angeerbten Gerechtsame und Einkünfte oder wenigstens eines Theils der letztern, und war genöthigt, bey den vielen Anstößen, die sich ihm in dem Laufe seiner neuen Einrichtungen täglich entgegen stellten, immer vieles zu widerrufen und aufs neue abzuändern; wo-

durch die Güterbesitzer und Unterthanen ihre Einkünfte niemahls sicher berechnen konnten.

In dieser Epoche ließ sich ein Schmierer beygehen, ein Buch über Galizien zu schreiben, welches er Briefe über Galizien betitelte. In dem 79sten Bande der Allgemeinen Teutschen Bibliothek (S. 590 u. ff.) findet man eine Recension dieser Broschur, die von mir geschrieben ist, und ganz unparteyische Bemerkungen über das neue System, das damahls in Galizien eingeführt werden sollte, liefert *).

Ich stand nur einige Schritte auf der Gasse in Lemberg vom Kaiser Joseph, als er mit einem Polnischen Edelmann sprach, der Güter sowohl in Galizien, als in dem neu erworbenen Preußischen Antheil von Polen besaß, und der so eben im Begriff stand, die erstern zu verkaufen und sich ganz in das Preußische zu übersiedeln. Er sprach gut Teutsch. Der Kaiser fragte ihn, warum er die Preußische Regierung der Oestreichischen vorziehen und lieber sein Eigenthum in Galizien als jenes im Preußischen verlassen wollte? Der Mann ließ sich drey- oder viermahl fragen, bis ihn der

*) Der Titel des Buches lautet so: Briefe über den jetzigen Zustand von Galizien; ein Beytrag zur Staatistik und Menschenkenntniß, 2 Theile. Leipzig (eigentlich Wien) 1786. 8. Mit Kupfern. Der Name des Verfassers wurde bald bekannt, nämlich Franz Kratter, Kassirer zu Lemberg. Ob er noch dort ist und ob er überhaupt noch lebt, weiß ich nicht. Br. hat zugleich ein Paar andere Gegenschriften gegen Kratter und eine Vertheidigung von diesem, mit recensirt. Vergl. auch Schlözer's Staatsanzeigen B. 9. H. 34. S. 244 u. ff.

Kaiser aufmunterte, nur frey zu reden. Da lauteten dann seine Worte also: „Der König in Preußen hat uns gleich nach der Uebernahme des Landes ohne viel Schreibereyen das Fell über die Ohren gezogen, und wir wissen, woran wir sind, was wir zu zahlen haben, und was uns übrig bleibt. Hiervon ist keine Abänderung weder zu hoffen noch zu befürchten, und wir können sicher darauf rechnen und unsere Einrichtung darnach machen. Hier in Galizien aber wird heut etwas befohlen und in acht Tagen widerrufen. Wenn wir Arbeit und Kosten gehabt haben, um die eine Verordnung zu befolgen; so kommt ein Gegenbefehl und ein neues Gesetz, das oft dem ersten ganz widerspricht. Ein entschiedenes unangenehmes Schicksal ist nicht so peinlich, als eine fortdauernde Ungewißheit." Seine Majestät geruheten nichts hierauf zu antworten.

v. Br.

Bey der Bereitwilligkeit des Kaisers, jeden anzuhören, der ihm etwas Nutzbares zu entdecken vorgab, mußte er seine Zeit oft ganz unbedeutenden und sogar abentheuerlichen Dingen aufopfern. Ein gewisser Baron, Calisius, bat sich eine Audienz aus, um Sr. Maj. eine Sache von der äußersten Wichtigkeit vorzutragen, die er denn auch mit folgenden Worten anbrachte: „Die Stadt Komorn in Ungern hat fast alle fünf Jahre das Unglück, Erdbeben bey sich zu verspüren, die ihr schon oft großen Schaden zugefügt haben, und sie noch immer der größten Gefahr aussetzen und den gänzlichen Untergang drohen. Nun habe ich be-

merkt, daß in Aegypten niemahls Erdbeben waren, noch sind. Da sich nun Aegypten vor andern Ländern in nichts unterscheidet, als daß es Pyramiden hat; so müssen Pyramiden ein sicheres Mittel gegen Erdbeben seyn." Quod erat demonstrandum!

K. J. Also wäre es gut, dort ein Paar oder mehrere der Dinger aufzubauen?

C. Das ist eben mein allerunterthänigster Vorschlag, und ich überreiche hiemit Ewr. Maj. einen Riß, wie sie können gebaut werden.

K. J. Haben Sie auch die Kosten berechnet?

C. Nein, aber ich glaube, mit drey bis viermahl hundert tausend Gulden könnte man zwey recht artige Pyramiden aufführen; etwas kleiner freylich, als die Aegyptischen.

K. J. Hat die Stadt Komorn so viel Geld?

C. Nein: aber sie darf hoffen, daß Ew. Maj. etwas beytragen; und der Rest wäre wohl durch eine Kollekte vom Lande zusammen zu bringen.

K. J. Nun, ich habe nichts dagegen, wenn ein schicklicher Platz dazu vorhanden ist, der zu sonst nichts gebraucht werden kann, und Sie wollen das Werk auf Subscription unternehmen; so bauen Sie nur frisch drauf los. Ich kann mich aber über meinen Beytrag nicht eher erklären, als bis ich wenigstens Eine Pyramide völlig ausgebaut mit Augen gesehen habe. Servus.

Alles das hab' ich mit meinen Ohren auf den Kontrollorgang in Wien mit angehört.

Ein anderer Projektant vom Ingenieurkorps überreichte dem Kaiser einen Plan, wie er die Gränzen

seiner Länder durchaus unterminiren könnte, um sich damit gegen alle feindliche Einfälle sicher zu stellen!!!

v. Br.

Joseph war mißtrauisch, besonders weil er aus täglicher Erfahrung einzusehen glaubte, daß seine Mutter durch ihr Zutrauen täglich betrogen werde. Der Reichshofrathspräsident von Hagen war ein, bey aller Welt anerkannt grundehrlicher Mann. Der Kaiser sprach einst mit ihm über eine Sache, die ihm Baron Hagen nach der Wahrheit entwickelte, wovon aber Joseph nichts eher glauben wollte, bis er die zum Beweise dienenden Papiere gesehen habe; welche auch sogleich herbeygeschafft wurden. Da sagte Joseph: „Mein lieber Baron Hagen! Ich habe zwar nicht an ihrer Ehrlichkeit gezweifelt: aber ich bin so sehr daran gewöhnt, alles Gute zu bezweifeln, daß ich auch meinen eigenen Bruder, bey ähnlicher Gelegenheit, eben so behandelt haben würde, wie Sie. Die Erfahrung hat mich mißtrauisch gemacht."

v. Br.

Auch hatte Joseph eine sehr geringe Meynung von der bürgerlichen Ehre, von der man aber wohl überhaupt die richtigsten Begriffe nicht auf dem Thron suchen muß. Ein gewisser Präsident wurde von einem Subaltern-Beamten denuncirt, und mußte, länger als ein halbes Jahr suspendirt von seinem Amte, die schärfste Untersuchung und sehr Ehrenkränkende Beschuldigungen erdulden. Seine Sache wurde von

einer, besonders dazu niedergesetzten Kommission untersucht, die den Beklagten unschuldig erklärte und dem Verläumder eine Strafe ansetzte, die ihm aber der Kaiser erließ. Als nun der gerechtfertigte Präsident auf Bestrafung des falschen Denuncianten zu seiner Genugthuung drang und den Kaiser mündlich darum bat, antwortete er: Das kann ich nicht thun; damit würde ich andere, die mir Wahrheiten entdecken können, abschrecken, und ich muß beym Antritt der Regierung alles anwenden, um die Schleichwege der Frevler zu entdecken. Oft ist auch der Angeber nicht boshaft, sondern selbst hintergangen.

Präs. Aber Ew. Maj. werden es dadurch dahin bringen, daß kein ehrlicher Mann mehr vor Anklagen sicher ist.

K. J. Der ehrliche Mann wird sich rechtfertigen und losgesprochen werden; wie Ihr eigenes Exempel bezeugt.

Präs. Es ist wahr: aber das ist doch auch keine Kleinigkeit, wenn ein ehrlicher Mann, so wie es mir ergangen ist, sechs Monate lang bey aller Welt im Verdacht stehen muß, ein Schelm zu seyn.

K. J. Sie sind doch nicht daran gestorben, und keiner wird daran sterben. Wer sich nichts vorzuwerfen hat, kann dazu lachen und zufrieden seyn, daß sich seine Unschuld am Ende zeigen wird.

Präs. Ich kann schwören, daß ich bey aller meiner Unschuld und der Gerechtigkeit meiner Sache in diesem halben Jahr Höllenangst ausgestanden habe. Nur der Gedanke, zweydeutig vor der Welt zu erscheinen, hat mir manche schlaflose Nacht verursacht.

K. J. Je nun, da müssen Sie eine verzagte Seele haben. Ich würde das ganz wohl ertragen können, und meine Gegner im Voraus auslachen, daß sie sich am Ende betrogen sehen müssen.

v. Br.

Ich glaube, Kaiser Joseph hatte alle große Fehler, die ein Regent haben kann. Denn seine einzige gute Qualität, die Thätigkeit, ward fast niemahls richtig angewendet. Daher hat er auch von allem, was er unternahm, nichts ausgeführt. Meine Unterredung mit Friedrich dem Zweyten (deren ich mich nicht rühme und nie etwas davon drucken lassen werde) wird mir auf alle Weise ewig unvergeßlich seyn. Ein grosser Theil derselben handelte vom Oestreichischen Staat, von dessen Finanzen, Handel u. s. w. Besonders war äußerst treffend, was er über den Kaiser sagte, zum Zeichen, daß er ihn sehr wohl kannte, u. s. w.

Nicolai

aus einem Brief vom 17ten May 1790.

3.

Marie Theresie, Kaiserin Königin.*)

Marie Theresie war, so wie ihr Sohn Joseph, höflich und artig gegen Jedermann; und war, die An-

*) Auch hier vergleiche man von Dohm's Denkwürdigkeiten B. 1; besonders S. 386 u. ff. Was hier folget, betrachte man als Belege oder Erläuterungen der Dohmischen allgemeinen Charakterschilderung.

M.

rede mit Er in der dritten Person ausgenommen, auch gegen ihre Diener und Unterthanen — so lange sie nicht aufgebracht wurde — sehr leutselig. Doch habe ich am Neujahrstag 1775 etwas bemerkt, welches beweißt, daß sie bey Vernachläßigung des Respekts, den sie foderte, keinen Spaß verstand. Jedermann weiß, daß sich am Neujahrstage die Monarchen in Wien öffentlich zeigen; und es ist einem jeden, der ein hochzeitliches Kleid an hat, erlaubt, ihnen die Hände zu küssen. Damahls waren Marie Theresie und Joseph zu dem Ende da. Die Menschen passirten, einer nach dem andern, à la ronde vor dem allerhöchsten Paare vorbey, machten ihren Reverenz mit gebogenem Knie, und küßten beyden nach einander die Hände. Ein junger ansehnlicher Mensch unter dieser Zahl, ließ sich aus Angst, Tölpelsinn oder Unwissenheit beygehen, mit steifem Knie nach der Hand zu schnappen, und da sah ich mit diesen meinen Augen, daß die fromme Marie Theresie mit einem Gesichte voll Unwillen ihre linke Hand auf des jungen Menschen Achsel legte und ihn herunter drückte, daß er nolens volens seine Génuflexion machen mußte. Sie hatte eine schöne runde Hand, die ich gern küßte, wenn ich Audienz bey ihr hatte.

v. Br.

Ich habe mich oft gewundert, wie es zugeht, daß Marie Theresie, eine wirklich große Frau, so bald vergessen werden konnte. Einer Monarchin, die zum Besten ihrer Monarchie so viel Gutes wirkte, und an einzelne Personen ihrer Unterthanen so viel verschwen-

dete, wird fast nicht mehr gedacht. Ich wünsche, daß sie anstatt der zwey oder drey Gebetbücher, die sie geschrieben hat, ihre Geschichte und Memoiren über ihre Regierung aufgesetzt haben möchte. Vielleicht würden sie aber jetzt, ein Viertel-Jahrhundert nach ihrem Tode, eben so wenig mehr gelesen, als aus jenen mehr gebetet wird. Bey mir bestätigt dieses Beyspiel, daß sich nur große Feldherren eines festen und allgemein anerkannten Nachruhms zu erfreuen haben. Vom Türenne, Eugen, Friedrich, und selbst dem idealischen Don Quixote, weil er auch ein Held war, wird noch immer gesprochen werden, wenn Marie Theresie längst vergessen ist; Marie Theresie, die doch alle Regenten ihres Hauses vor und nach ihr weit übertraf, die zuerst ihrer Monarchie Festigkeit und weise Gesetze gab, und die mit einem entscheidenden Scharfblick Menschen zu wählen wußte, die zu Ausführung ihrer Entwürfe am geschicktesten waren, die dabey ihr Geschlecht nicht verläugnete, ein Weib war und blieb, und deswegen ein um so liebenswürdigeres Weib. Ich werde mich nie von der Meynung trennen, daß Friedrich als Mann und Therese als Weib, die bekannten größten Menschen ihres Jahrhunderts waren. Wer die Kaiserin gekannt hat, muß den größten Unwillen fühlen, wenn er so lästerliche Lügen lieset, wie in den Flugblättern der Franzosen zu Anfang ihrer Revolution heraus kamen. Da soll sie sogar sich mit viel Liebhabern abgegeben und ihre Tochter zur Unzucht verführt haben. Welche schändliche Lästerung — auf eine Frau, die in Ansehung dieses Punktes gewiß so rein war, wie Gold! Dies werden alle bezeugen müssen, die sie in der Nähe gekannt haben. Die Herren

Kantianer werden freylich fragen, ob sie die Tugend der Keuschheit aus dem wahren Prinzip und blos, weil es eine Tugend war, ausgeübt hat? — Dies will ich nicht behaupten; ich glaube vielmehr, Religion, ihr hoher Sinn, der Stolz auf ihre Geburt, dem zu Folge sich nur Liebhaber aus ihrer Kaste vor ihr zeigen durften, mag wohl über ihr Temperament gesiegt haben. Denn, daß sie auch in ihren letzten Tagen von den Anfechtungen des Fleisches nicht ganz sicher war, sieht man in einem im Jahre 1774 bey Tratner'n erschienenen von ihr verfertigten Gebetbuche: Betrachtungen oder Andachten in den Tagen des Advents. Da kommen Gebete vor, worin sie um Sieg über ihre Begierden bittet und um Stärke und Ueberwindung, wenn sich wollüstige Bilder in ihre Gedanken einschleichen. Auch fühlte sie den Verlust ihres Gemahls immer noch sehr lebhaft; welches aber freylich auch andern Gründen, als dem Ehebette, zuzuschreiben ist. Von dem tiefen Eindruck, den die Erinnerung an diesen ihren geliebten Gemahl in ihr erweckte, will ich eine Anekdote mittheilen, welche um so richtiger ist, weil ich sie von der Hauptperson, die sie betrifft, selbst habe.

Dieses war der bekannte oder, wie ihn seine Kollegen nennen, berüchtigte Buchdrucker in Wien, Herr Johann Thomas Edler von Tratnern, der barfuß nach Wien kam, und als ein Millionär in Pelzstiefeln mit Zobel gefüttert, aus Wien und aus der Welt gieng. Dieser Mann hatte sein ganzes Glück dem kaiserlichen Leibarzte, Baron van Swieten, zu verdanken, der bekanntlich selbst ein gelehrter Mann war und den elenden Zustand der Wissenschaften, den

Man-

Mangel an guten Büchern und die Vernachläßigung und Unterdrückung alles dessen, was die Gelehrsamkeit und Aufklärung in den Oestreichischen Landen befördern konnte, gar wohl einsah. Er besaß das ganze Vertrauen der Kaiserin, so daß sie selbst eine Art von Respekt für ihn hatte, und ihn erwählte, um der Litteratur und den Wissenschaften in ihren Ländern aufzuhelfen. Van Swieten war dazu geschickt, und machte den Anfang damit, daß er gute Bücher ins Land einzuführen suchte. Tratner, damahls ein kleiner Buchdrucker, der Gebete und Bänkelgesänge druckte und verlegte, war unternehmend genug, sich bey dem Baron Swieten zu Ausgaben und zum Nachdruck der Bücher, die man verlangen würde, anzubieten; und leistete, was er versprach, nachdem ihn van Swieten in Protection genommen, große Summen Vorschuß und allerley Vortheile verschafft hatte, die Tratner'n in der Folge reich machten. Er bekam die Hof- und Kanzleyarbeiten, welches in Oestreich, wo alles, von den Blätterreichen Gesetzen bis zum Steckbrief gedruckt wird, keine Kleinigkeit war. Und, wie damahls, da man diese Sachen nicht zu schätzen wußte, Tratner bezahlt wurde, das hat sich zu Anfang der Regierung Kaiser Josephs ausgewiesen. Er überließ diese Arbeit dem Wenigstverlangenden, und dieser nahm nur den achten Theil von dem, was Tratner'n gezahlt worden war.

Nun dieser — wie er sich in den letzten Jahren seines Lebens schrieb, Chevalier de Tratnern, bekam durch sein Glück Muth, und fieng an, hier und da in Geheim von den ihm von seinem Protektor van Swieten vorgeschriebenen Wegen abzuweichen, wovon

sich dieser lange Zeit nichts träumen ließ. Die Veranlassung zu der Scene, die ich jetzt erzählen werde, war der Wiener Kalender. Van Swieten wollte, wie billig, die Fratzen von Horoscopien, Prophezeihungen, Aderlaßtäfelein und dergleichen, am Kalender nicht leiden. Tratner versprach alle diese Possen wegzulassen, und man fand auch wirklich in den Exemplarien, die der Hof bekam, deren keine mehr. Inzwischen war der gemeine Mann daran gewöhnt, und Tratner, der seine Fabrikate nicht nach dem innerlichen Werthe, sondern nach dem Abgange schätzte, ließ diese Dinge auf einen besondern Bogen drucken, den er in die Exemplarien schaltete, die er dem Pöbel verkaufte, so daß man in seiner Bude Kalender mit oder ohne diesen Anhang haben konnte. Dies wurde dem van Swieten verrathen. Er ließ durch einen gemeinen Mann etliche Kalender in mancherley Format bey Tratner'n kaufen, und gerieth in Zorn über den Mann, dem er diesen Betrug gar nicht zugetraut hatte. Zum Unglück kam Tratner gerade in diesem kritischen Zeitpunkt in andern Geschäften zu dem alten Herrn, und wurde, wie man leicht denken kann, eben nicht sehr höflich empfangen. Er wollte sich verantworten: van Swieten aber ließ ihn nicht zum Wort kommen. Die vielen Schimpfnamen reitzten endlich Tratner'n, auch laut zu werden; und das brachte den Holländer so aus seinem Phlegma, daß er dem edeln Herrn von Tratner ins Gesicht spie. Dies brachte nun aber auch diesen ganz aus seinem Gedulds-Zirkel. Er packte die Excellenz, legte sie aufs Kanapee, und maulschellirte da nach Herzenslust den Kopf, der ihn angespieen hatte.

Natürlich war nach dieser Frevelthat der erste Gang des Gemißhandelten zu Ihrer Majestät, der Kaiserin; und der Erfolg war, daß der Polizeyminister gerufen und ihm befohlen wurde, den Tratner mit seiner ganzen Familie in 24 Stunden aus Wien, und in acht Tagen aus allen Oestreichischen Ländern wegzuschaffen. Tratner kroch zum Kreutze, führte an, daß er, bey seinem weitläufigen Gewerbe, unmöglich in 24 Stunden die Stadt räumen könne. Er steckte sich hinter die Kammerweiber; sparte kein Geld; der Termin wurde auf drey Monate verlängert: aber alles Bitten um gänzliche Verzeihung, alle Demüthigungen vor dem Kläger, alles half nichts. Nach Ablauf dieser Zeit sollte er aus dem Lande, obgleich van Swieten besänftigt und edel genug war, selbst für ihn zu bitten.

Der bußfertige Thomas freute sich des Zeitgewinnstes, und schlug nun die Wege ein, die er als die sichersten kannte. Er ließ sich an einem Vormittag durch eine Kammerzofe in das Zimmer führen, durch welches die Kaiserin in die Messe gieng, und legte sich da mit reumüthigem Angesicht auf seine Knie. Als ihn die Monarchin erblickte, wurde sie zornig, befahl, ihn wegzubringen, und versagte ihm schlechterdings Gehör und Gnade. Nun kroch der, auf diesen Kunstgriff schon vorbereitete arme Sünder zu dem Bildnisse Kaiser Franz des Ersten, das im Saale hieng, und rief auf seinen Knieen mit lauter Stimme: „So ist denn mit Dir, guter Kaiser Franz, alle Barmherzigkeit von der Welt gewichen! O, wenn Du noch lebtest, da wär' ich meiner Verzeihung gewiß — aber auch da, wo Du jetzt bist, höre mich! Leite das Herz

deiner sonst so milden Gemahlin — erweiche es, u. s. w."
Sie weinte, verzieh, und Tratner blieb nicht nur in Wien, sondern kam auch ganz wieder in ihre Gnade.

Tratner war übrigens ein unternehmender, thätiger Mann, in dem Festigkeit, Liebe zur Ordnung und Industrie wohnte. Er hat durch die von ihm errichteten Druckereyen, Schriftgießereyen, Papiermühlen und den Koloß eines Gebäudes in Wien, das seinen Erben jetzt jährlich 50,000 Gulden einträgt, gezeigt, was er vermochte. Der Zeitraum seiner Betriebsamkeit, durch die er so empor kam, wird wenig über zwanzig Jahre betragen; denn sein Haus am Graben wurde schon im J. 1775 aufgeführt. Ich habe viel Umgang mit ihm gehabt, und seinen moralischen Charakter gar nicht so schlecht gefunden, als ihn die Herren beschreiben, die sein Nachdruck beleidigt hat. Van Swieten suchte vor allen Dingen in den Oestreichischen Landen einen bessern Teutschen Stil und überhaupt die feinere Teutsche Litteratur einzuführen. Dazu hatte er keinen andern Weg, als die besten Teutschen Schriftsteller der Nation bekannter zu machen, nicht etwan einer kleinen Provinz, wie Oestreich ob oder unter der Ens, sondern der ganzen Monarchie, die aus so vielen Ländern besteht, welche doch meistens mit den Produkten der Gelehrsamkeit von Wien aus *) versehen werden müssen. Was konnte er denn für ein anderes Mittel ergreifen, die Bücher einzuführen, die zu seinem Zwecke dienten und

*) Warum eben gerade von Wien aus? warum nicht auch von Prag aus? von Preßburg aus? u. s. w. M.

sie zu verbreiten, als den Nachdruck? Sollte er etwa einem jeden Verleger in Sachsen, Preußen oder in der Schweitz antragen, 50,000 Exemplarien seines Verlags nach Wien zu schicken und dafür baares Geld einzustreichen, welches ausserdem im Lande blieb und vielen Leuten, die Arbeit bey dem Druck der Schriften bekamen, Nahrung gab *).

Tratner hatte ein altes, schwindsüchtiges Weib, mit dem er seine erste kleine Buchdruckerey erheurathet hatte. Sie starb im J. 1776, und Tratner, damahls etwa 56 Jahre alt, säumte nicht, sich mit einem schönen, naiven Mädchen von sechszehn Jahren wieder zu verehelichen; eine Wiener Schönheit, die sich sehr wohl in den, ihr vorher unbekannten Luxus zu finden wußte, und in der Folge die Galanterie so weit trieb, als ihr Mann den Nachdruck. Ein gewisser Kammerdiener des Erzherzogs Maximilian, nachherigen Kurfürsten von Cöln, erlaubte sich den Spaß, der edlen Frau von Tratner weis zu machen, sein Herr sey sterblich in sie verliebt. Sie, die sich mit dieser Ehre brüstete, zweifelte gar nicht an der Wahrheit, und wartete mit Sehnsucht auf eine Zusammenkunft mit dem Hochwürdigsten und Durchlauchtigsten aller ihrer Liebhaber, welche aber immer durch unvorhergesehene Zufälle verhindert oder aufgeschoben wurde. Doch machte der Erzherzog der schönen Frau, wenn er vor ihrem Fenster vorbey fuhr, allzeit sein Kompliment; und das war ihr genug zum Beweis ihrer Eroberung. Einst war die Rede von einer Trüffelpastete, die die junge Dame gern speiste. Nach etlichen Tagen ver-

*) O, wie viel ließ sich hiergegen einwenden! M.

ständigte sie der Kammerdiener, daß der Erzherzog übermorgen zu Hause speisen und ihr die beliebte Trüffelpastete von seiner Tafel übersenden werde. — Es sollte nicht an Zeugen ihres Triumphs fehlen. Sie lud bey sich auf ein großes Mittagsmahl alle die Leute ein, denen sie ihre Eroberung zeigen wollte; und es kam richtig um vier Uhr ein Hoflakey, der die Trüffelpastete brachte, den getroffenen Anstalten zu Folge an die Tafel zu der Frau vom Hause geführt wurde, das ihm von dem Kammerdiener aufgegebene Kompliment vom Erzherzog Maximilian ausrichtete, und nach Empfang etlicher Dukaten Trinkgeld sich wieder entfernte. Das war eine Verwunderung und ein Geschwätz und eine Beyfallsbezeugung über den guten Geschmack Sr. königlichen Hoheit und den leckern Bissen der Pastete, daß sich die Frau von Tratner auf dem höchsten Gipfel der Zufriedenheit erhaben fühlte. Aber, der böse Geist mengte sich ins Spiel. Zum Unglück speißte ein General (wo mir recht ist, Nostitz) mit an dieser Tafel, welcher sich noch an dem nämlichen Tag in der Komödie bey dem Erzherzog rühmte, von seiner guten Trüffelpastete gegessen zu haben. Maximilian bat um Auflösung des Räthsels, erklärte, daß er von der ganzen Sache nichts wisse, ließ den Kammerdiener kommen, und brachte ihn, in Beysenn des Generals, zum Geständniß dieser Schelmerey, die dem Gemahle der schönen Frau auf bestimmten Befehl bekannt gemacht wurde und sie tief demüthigte.

v. Br.

Marie Theresie war großmüthig, freygebig und besonders sehr mitleidig gegen Nothleidende. Freylich

wurde sie oft schrecklich hintergangen; wodurch sie bey reifern Jahren behutsam und oft am unrechten Ort mißtrauisch wurde. In ihrer Jugend war sie bisweilen bis zum Verschwenden freygebig, und auch im Alter, wenn sie irgend eine gute Nachricht von ihren Kindern in Italien oder Frankreich in gute Laune versetzte. Ein Ungrischer Graf, Niczki, erzählte mir selbst, daß er einmahl eine so gute Stimmung benutzt und der Kaiserin den Nachlaß einer Summe von 80,000 Gulden durch ein Handbillet abgeschwatzt habe, das ihm die Frau im Vorzimmer aufzusetzen erlaubte und sie unterschrieb. Sie glaubte aber, nur 18,000 Gulden verschenkt zu haben, weil der Herr Graf die Zahl so zweydeutig auszusprechen verstand, daß sie an eine so große Summe gar nicht dachte. Denn als ihr der damahlige Rechenkammer-Präsident ihr eigenes Handbillet vorzeigte, wurde sie zornig, ließ den Grafen N. kommen, filzte ihn weidlich aus, und als dieser an ihre Seelengröße appellirte, die ihr nicht erlauben könnte, ihr Wort zurück zu nehmen; so besänftigte sie sich, und er behielt, was er sich selbst geschenkt hatte.

Als der Jesuitenorden aufgehoben wurde, wußte man ihr den Werth einiger Güter so gering anzugeben, daß ich noch jetzt ein Paar Erzheuchler im Besitze solcher Güter kenne, die ihnen jährlich mehr eintragen, als das ganze Kauf-Pretium, das sie dafür bezahlt hatten, betrug.

Wenn sie ausfuhr, war sie immer wohl mit Dukaten versehen, um sie rechts und links an Arme, gemeine Soldaten und Soldatenweiber auszuwerfen, und das mit einem besondern Manöver ihres Dau-

mens, mit dem sie die Dukaten aus dem Wagen schnellte. Sie hatte auch große Summen den Hausarmen bestimmt, die ihr Beichtvater, als Almosenpfleger, auszutheilen hatte. Das war zuerst Pater Kampmüller, ein Jesuit. Der Umstand ist zu bekannt, als daß ich ihn wiederhohlen sollte, wie der Kaiserin einst die Abschrift ihrer österlichen Beichte aus Spanien zugeschickt wurde; welches die Aufhebung des Ordens oder die Einwilligung dazu von Seiten Oestreichs nach sich zog. Kampmüller wurde noch vor der Aufhebung seines Beichtvateramtes entsetzt; und dem Jesuiten folgte ein Jansenist, der Prälat von St. Dorothea, Ignatz Müller, ein wahrhaft ehrlicher Mann, der das beste Herz hatte, in der Dogmatik und in der übrigen theologischen Gelehrsamkeit seiner Religion sehr gut bewandert war, ein guter — aber nicht sehr heller Kopf. Er war so aufrichtig, daß er einmahl in meiner Gegenwart erzählte, er habe angefangen, den Bayle zu lesen, wäre aber so konfus dabey geworden, daß er hätte befürchten müssen, der Schlankel*) möchte ihn gar in seinem Glauben irre machen; drum habe er das Buch weggeworfen. Dieser gute Mann wurde in Wien fast durchaus verkannt. Man hörte nur Uebels von ihm reden. Alles, was die Kaiserin that, das einem oder dem andern unangenehm war, schrieb man seinem Rathe zu; und der ehrliche Mann wußte von nichts, wurde um nichts anders gefragt, als was in sein geistliches Fach einschlug, und mischte sich auch in nichts anderes. Ich war bekannt mit ihm,

*) Ein Oestreichischer Ausdruck; vermuthlich so viel, als Schelm.

gieng bisweilen in seine Abendgesellschaften, und speißte alle Wochen ein- oder zweymahl an seiner kleinen Tafel von drey oder vier Personen. Da es mir weh that, einen so braven Mann so gröblich verkannt zu sehen; so redete ich einmahl mit ihm über diese Materie, und er gab mir folgenden Aufschluß. „Gleich nach dem Antritt meines Amtes, als Beichtvater der Kaiserin, mußte ich die von ihr den Armen bestimmten festgesetzten ansehnlichen Summen, die Pater Kampmüller vorher vertheilt hatte, übernehmen. Da waren denn viele Parteyen, welche Jahr- oder Monatgelder unter dem Deckmantel der Armuth zogen, da sie doch im Glanze und Luxus lebten und, wie ich gewiß wußte, eher reich als arm waren. Dies bewog mich, eine Generalrevision anzustellen, den wahrhaft Armen das Ihrige nicht länger zu entziehen, und über jeden Armen, der sich bey mir meldete, oder den mir die Kaiserin zuschickte, genaue Nachforschungen anzustellen. Da nun durch diese Vorkehrungen viele Unbedürftige, die zum Theil selbst etwas vorstellten oder mächtige Beschützer hatten, ihre erschlichenen Beyträge verlohren; so suchten sie sich zu rächen, schimpften, hetzten das Volk gegen mich auf, und schwärzten mich als den Urheber alles Bösen an; wodurch ich mich aber gar nicht irre machen lasse, sondern ganz eigends einen von meinen Leuten dazu halte, um die Armen, denen ich Almosen gebe, zu beobachten und andere aufzusuchen, die wahrhaft arm sind, die sich zu betteln schämen und unterstützt zu werden verdienen" *).

*) Auch Nicolai in seiner Reisebeschreibung (B. 3. S.

Herr Leonhard Meister, Professor in Zürich, hat ein lesenswerthes Buch: Ueber die Schwärmerey (Bern 1775 und 1777. 2 Bände in 8) geschrieben, worin dieser Prälat vorkommt. Da kann man wahrhaft fragen: Quid Saul inter Prophetas? und noch dazu erhält dieser Saul kein gemeines Lob (B. 1. S. 137). Der bekannte Schwärmer, Baron Salis *), gieng, überzeugt von seinem Werthe, im Oktober 1771 nach Wien, mit dem gemäßigten Vorsatze, Staatsminister zu werden, den Fürsten Kaunitz und die übrigen Minister mit seiner Uebermacht von Talenten zu verjagen, und dann nach seinem Sinn mit der Monarchie zu wirthschaften, wie er's für gut befände. Der Mann hatte ein kleines Ding geschrieben: le Régent Corse **), worauf er sich viel einbildete, weil es in einigen Zeitschriften gelobt war. Sein erstes Memorial an den Kaiser ist so merkwürdig und dabey so kurz, daß ich es hier einrücken kann.

359 u. ff.) stimmt in das diesem würdigen Prälaten ertheilte Lob mit ein. Er setzt hinzu: „Man glaubte allgemein, daß er der Kaiserin Königin, welche in Ansehung der Aufhebung des Jesuitenordens schon ziemlich schwankend gemacht war, es zur Gewissenssache gemacht habe, darein zu willigen.“ Aus Bretschneider's Erzählung geht dies zwar nicht hervor: da aber Müller ein Jansenist war; so ist es wenigstens nicht unwahrscheinlich. M.

*) Baptist mit dem Vornamen. Im gel. Teutschland wird er als noch lebend (geb. 1737) aufgeführt. Ob dem wirklich so sey, kann ich nicht verbürgen. M.

**) Ohne seinen Namen 1768. M.

Allerdurchlauchtigster Kaiser!

„Wenn ein einziger aus Ewr. Majestät Ministern das Regieren versteht, wie ich, oder fähig ist, eine Pièce aufzusetzen, wie mein Régent ist; so schenken Ew. Maj. mir Dero Huld nicht; und entziehen mir diese wieder, wenn ich durch meine Rathschläge Allerhöchst Denenselben nicht wenigstens zehenmahl mehr eintrage, als ich Ewr. Maj. koste.“

Daß dieser Narr nicht sogleich expedirt wurde, sondern daß der Kaiser und Marie Theresie so geduldig waren, ihn wenigstens einmahl anzuhören, zeugt von großer Langmuth: daß er aber, nachdem er von der Kaiserin an den Prälaten von St. Dorothe gewiesen war, diesem ehrlichen Manne die gröbsten Sottisen und endlich am 6ten Heumonats eine schriftliche Drohung übersandte, „daß er verstummen, und die Kaiserin, die ihn nicht des Anschauens würdigen wollte, erblinden werde“, zeugt von einem Grade von Schwärmerey, der dem unglaublich vorkommen muß, der diese Leute nicht kennt; und noch, da ich dieses schreibe, im neunzehnten Jahrhundert, ist ihre Zahl Legion.

Das Tagebuch der ganzen Bewerbung dieses Irrgeistes in Wien, von ihm selbst aufgesetzt, findet man in demselben Buche Leonhard Meisters im 1sten Band S. 115 bis 137; und es ist ein merkwürdiges Aktenstück zur Geschichte der menschlichen Geistes-Verirrungen.

v. Br.

Ich habe den Tugenden der großen Marie Theresie Gerechtigkeit wiederfahren lassen; ihre Größe der

Seele, ihr gutes Herz, ihr Verstand, ihre Freygebigkeit, die Stärke ihres Geistes in Widerwärtigkeiten und ihre Christliche Frömmigkeit sind Eigenschaften, die ihr niemand, der sie gekannt hat, absprechen wird. Aber doch kommen in ihrem Leben, und zwar, so wie ich glaube, bey allen Menschen, in einzelnen Fällen Widersprüche vor, die nicht zu entschuldigen sind. Sie bezahlte ihre Schulden gern: aber sie war nicht zu bewegen, die nachgelassenen Schulden ihres Vaters, und nicht einmahl die Leichenkosten seines Begräbnisses, abzutragen, und ich weiß nicht anders, als daß sie noch nicht bezahlt sind: es müßte denn einer von ihren Nachfolgern durch eine so gerechte Handlung alles Versäumte wieder gut gemacht haben; welches ich von ganzem Herzen wünsche. — Folgende Anekdote möchte wohl dem, der die große Frau gekannt hat, nicht sehr wahrscheinlich vorkommen, und doch ist sie wahr. Ein Niederländer, der nach dem Absterben Karl des Sechsten schwarzes Tuch zu der Trauer geliefert hatte, war im J. 1778 noch nicht bezahlt. Anfänglich, als die Kaiserin in die schweren Kriege verwickelt war, wurden solche Zahlungen um deswillen aufgeschoben. Der gute Tuchhändler, der so viele Jahre hatte warten müssen, und dessen Handlung noch durch andere Zufälle in Verfall gerieth, machte sich endlich auf, um seine Bezahlung in Wien einzustreichen. Da wurde er denn erst mit der Liquidation einige Jahre herumgezogen, nahm oft Audienz bey der Kaiserin, wurde von ihr freundlich getröstet, der Aufschub bald mit dem und jenem entschuldigt, bald alles der Rechenkammer und den Kanzleyen zur Last gelegt; und so lebte dieser Mann fast zwanzig Jahre in steter Hoffnung zu Wien,

und sah endlich wohl ein, daß man ihn nicht bezahlen wolle. Er überreichte zuletzt der Kaiserin eine Bittschrift, worin er den langen Umtrieb und überhaupt den ganzen Umfang seiner Noth erzählte, und zuletzt ganz trocken erklärte, daß er schon alle Hoffnung aufgegeben habe, jemahls zu seiner Foderung zu gelangen. Da er nun bey dem langen Aufenthalt in Wien alles das Seinige zugesetzt habe, und nicht einmahl die Reisekosten mehr aufzubringen vermöchte, um zurück in sein Vaterland zu reisen; so bäte er Ihro Maj. entweder um seine Bezahlung ganz oder zum Theil oder nur wenigstens um so viel Geld, als er zu seiner Rückreise benöthigt sey. Es traf sich der Zufall, daß ein Apotheker in Wien zu gleicher Zeit mit dem Niederländer eine Bittschrift einreichte, in der er um einen Civildienst für seinen Sohn bat, und 200 Dukaten in die Kriegskasse bey dem damahligen Bayrischen Erbfolgekrieg zum Kriegsbeytrag anbot. Marie Theresie dekretirte eigenhändig auf diese zwey Bittschriften, dem Apotheker sollte willfahrt werden, wenn er die 200 Dukaten an den Niederländer bezahlt haben würde; und dieser wurde, zum Behuf seiner Reisekösten und seiner Abfertigung an den Apotheker gewiesen.

Bey der Griechischen nicht unirten Kirche in Ungern war ein mauvais sujet, das noch als Pope, bey einer Kriminal-Untersuchung, nicht zum Bekenntniß zu bringen war, und nach erhaltenen funfzig Stockstreichen ab instantia losgesprochen wurde. Dieser Mensch, der Vida oder Vidak hieß, wußte sich in der Folge so gut zu benehmen, daß er Bischoff und endlich Erzbischoff zu Carlowitz wurde. Die meisten Bischöffe und Erzbischöffe in der Oestreichischen Monarchie wer-

den mit dem geheimen Rathstitel, um der ihnen anklebenden Excellenz willen, begabt. Sie müssen aber billig darum einkommen. Das unterließ auch dieser nicht, und bekam, auf Einrathen des Fürsten Kaunitz, dem der Umstand von den erwähnten funfzig Streichen ad posteriora bekannt war, abschlägliche Resolution. Allein, damahls vermochten die Kammerfrauen viel über die Monarchin und noch mehr das Gold über die Kammerfrauen. Der Mann mit den Funfzigen schlug diesen Weg ein, und erlangte, was er wollte. Die Kaiserin erwähnte gegen den Fürsten Kaunitz diese Verleihung mit dem Zusatze: „Ich weiß wohl, daß Er den Mann nicht leiden kann; ich halte auch selbst nicht viel von ihm: aber er ist einmahl Erzbischoff — und da alle Erzbischöffe in meinen Ländern geheime Räthe sind; so mußte ich wohl diesen auch dazu machen.“ Kaunitz antwortete ganz trocken: „O, er wird seine Pflicht gewiß erfüllen. Ueber das Geheime hat er seine öffentliche Prüfung abgelegt. Er sollte etwas entdecken, und funfzig Prügel konnten ihn nicht dazu bewegen; er verdient Geheimer Rath zu heißen.“

v. Br.

4.

Kaiser Leopold der Zweyte.

Leopold den Zweyten hab' ich nicht gekannt. Er hat sich zwar bey einer gewissen Gelegenheit in der Entfernung von hundert Meilen meiner Feder be-

dient *): aber selbst hab' ich ihn von Person nie gesehn. Ein Mensch, dem er sein Zutrauen schenken konnte, läßt mich keine große Idee von diesem Herrn, als Menschenkenner, fassen. Denn den nämlichen Menschen erkannte ich schon acht Jahre vorher beym ersten Anblick für einen Windbeutel und Schurken. Seine Handlungen haben meine Meinung von ihm bestätigt, und ihn endlich zum Schaffot gebracht.

Kaiser Joseph hatte, unter andern Professoren auf der neu errichteten Universität zu Lemberg, auch drey Ordensgeistliche angestellt. Feßler, ein Kapuziner, gieng heimlich davon; schrieb erst in Schlesien, hernach in Berlin, auf historischen Stamm gepfropfte Romane; hat nun Weib und Kinder, und heißt Doktor Feßler, weil er als Kapuziner Doctor Theologiae geworden war **). Petz, ein Benediktiner, sitzt nun schon beynahe zwanzig Jahre im Narrenhause zu Wien. Der dritte war Martinowicz ***), ein Ex-Franciscaner, der in Ofen enthauptet wurde, weil er sich Anhang erworben hatte, die Monarchien zerstöhren und allen Menschen ihre natürliche Freyheit wieder verschaffen wollte, die sie, wie er glaubte, verlohren hätten. Dieses Projekt ist zwar mehr närrisch, als boshaft: es stack aber auch

---

*) Vergl. oben S. 11.

**) Man vergleiche hiermit, was Feßler selbst zu seiner Vertheidigung gegen eine Stelle in Schlözer's Staatsanzeigen (Heft 74. S. 302 u. f.) drucken ließ, in denselben Staatsanzeigen Heft 57. S. 76—85.
M.

***) Wird Martinowitsch ausgesprochen. v. Br. schrieb ihn unrichtig Martinowiz. M.

mehr Herrschsucht und Begierde, als Haupt einer Faktion zu glänzen, in seinem Plane, als Hoffnung, etwas auszurichten; auch Rache und Verdruß, daß er nach dem Absterben des Kaisers Leopold nichts mehr galt.

Es ist mir unbegreiflich, wie so ein Mensch, ohne alle Erziehung und Lebensart, ohne feine Sitten und politische Kenntnisse, einen Monarchen, wie Leopold, gewinnen konnte. Denn er war ein ganz gemeiner, grober Betrüger, der gar nicht etwa schlaue Ränke einfädeln und ausführen konnte. Seine Stärke bestand nur darin, daß er viel Festigkeit besaß, standhaft bey seinen Lügen zu beharren, und schwachen Köpfen durch seinen entscheidenden Ton zu imponiren. Denn ob er gleich kein großer Geist war, so war er doch ein großer Lügner, der sich selbst alle mögliche Vorzüge anzudichten, sich wichtig zu machen und in Ansehen zu setzen verstand, da, wo man ihm glaubte; und das war doch oft der Fall, auch bey Leuten, die Verstand hatten, wenn er sich mit Dingen brüstete, die ausser ihrer Sphäre lagen. Er rühmte sich einmahl in einer großen Gesellschaft, er sey Verfasser des Febronius; der Weihbischoff Hontheim habe das Manuscript von ihm erhalten, und er würde seinen Namen darauf gesetzt haben, wenn er nicht im Oestreichischen Gebiete zu leben gezwungen wäre.*) — Er gab sich

*) In Schlözer's Staatsanzeigen (Heft 3. S. 483—487. Auf dem Umschlag zum 5ten Heft. Heft 6. S. 135. u. Heft 8. S. 158—163) findet man hiervon und überhaupt von Martinowicz mancherley für und wider ihn erzählt. Zu der Lügengeschichte von Febron gehören 2

sich ganz ohne Scheu, selbst mir ins Gesicht, für den Verfasser der Philosophie du bon sens, von Marquis d'Argens, aus; und da er mir nicht weis machen konnte, Französisch zu können; so sagte er ganz unverschämt, er habe den Teutschen Text nach Straßburg geschickt und dort übersetzen lassen. Er rühmte sich, den Preis über aufgegebene Fragen in verschiedenen Akademien gewonnen zu haben, und trieb es so weit, daß er anderer Autoren Abhandlungen unter seinem Namen nachdrucken ließ. Er verstand, außer seiner Slavonischen Muttersprache, nur das Ungrische Latein, das seine Brüder Franciscaner herplappern, wenn sie Terminiren gehn. Von Physik und Mechanik wußte er so viel, als ein Professor dieser Wissenschaften in Lemberg brauchte. Sein erster Versuch, Eingang bey dem Kaiser Joseph zu gewinnen, war

---

Schriften von M. selbst, auf deren Titeln er sich Laminecius nennt, weil er von Lanniniek, einem militarischen Gränzort bey Kroatien gebürtig war. In der erstern hält er ihn für gestorben, und dichtet ihm Meinungen an, die Febr. nie geäußert hatte: in der andern giebt er vor, der wahre Verfasser des Febr. sey ein verstorbener Slavonier — der Domherr Kercselicz, in Agram, ein nicht unberühmter Historiker — dem er, Martinowicz, bey Verfassung seines Werks Dienste geleistet habe. (v. Br. müßte sich diesem nach geirrt haben, daß M. sich für den Verfasser des ganzen Werks ausgegeben habe). Hontheim schrieb am 11ten May 1783 selbst nach Wien: Le Docteur en Philosophie (Laminecius) s'il n'est pas fou, est du moins bien extravagant et grand Menteur. M.

Bayerische Staatsbibliothek München

das Modell einer Dreschmaschine, mit der ein einziger Mann so viel ausdreschen konnte, als gewöhnlich sonst vier. Kaiser Joseph besah das Modell, und sagte nur diese Worte: „Wer wird aber den andern drey Dreschern, die damit erspart werden sollen, Brod und Nahrung für sie und ihre Weiber und Kinder geben? — Von andern Wissenschaften, Geschichte, Politik, Litteratur, Kritik, Philologie u. s. w. wußte Martinowicz gar nichts: und doch untersteht sich ein Schmierer in Ungern, der ihn nach seiner Hinrichtung vertheidigen will, von ihm zu behaupten: Er sey ein so großes Genie gewesen, daß er in jedem Zeitpunkte den Platz des ersten Ministers der größten Monarchie hätte ausfüllen können. Physisch geb' ich es zu. Denn wir haben mehr Beyspiele: aber moralisch und physisch war die Franciscaner-Zelle der Raum, den er, zu seinem eigenen und anderer Besten, hätte ausfüllen können und sollen.

Kaiser Leopold fand beym Antritt seiner Regierung für nöthig, sich geheimer Kundschafter in seinen Ländern zu bedienen. Martinowicz wurde ihm als ein dazu taugliches Subjekt empfohlen. Dieses Geschäft war aber für den Ehrgeitz eines solchen Menschen nicht wichtig genug. Er machte den Kaiser mit seinen übrigen Eigenschaften bekannt. Er verstand zu kuppeln, wußte von Alchemie und geheimen Künsten etwas zu schwatzen, und sich so einzuschmeicheln, daß ihm der Kaiser in der Vorstadt ein Haus miethen und darin ein Laboratorium anlegen ließ, nebst andern Bequemlichkeiten, wovon er öfters Gebrauch machte.

Wie es zugegangen seyn möge, daß dieser Herr, mit der Uebernahme der Regierung, zugleich in Aus-

schweifungen verfiel, die ihm, wie man sagt, um Gesundheit und Leben brachten, das ist ein Problem, wenn man sich seiner als Großherzog erinnert. Man zählt vierzehn Mätressen, die durch sein Absterben alle in das tiefste Leid versetzt wurden. So wie auch Martinowicz, der noch das Glück gehabt hatte, eine Abbtey in Ungern zu erwischen. Damit hätte er sich begnügen und ruhig sitzen bleiben sollen, wenn er Verstand gehabt und Genügsamkeit gekannt hätte.

v. Br.

Wenn man etwas Geprüftes, nicht Einseitiges, über den Kaiser Leopold lesen will; so nehme man die originellen Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines jungen Teutschen (1798) B. 1. S. 347 bis 370 zur Hand, wo es unter andern heißt: „Das Resultat meiner Prüfung ist, daß, wenn L. auch nicht gradezu ein böser Mensch war, wenn sich ihm auch Thätigkeit, gewisse oberflächliche Kenntnisse und — so bald sein Interesse nicht dabey im Spiel war — Gerechtigkeitsliebe nicht absprechen lassen: er doch bey diesen wenigen guten Seiten alle Fehler an sich hatte, durch welche nur irgend ein Fürst sein Volk unglücklich machen kann. Er war despotisch, und doch stets von Günstlingen regiert — ohne Kenntniß von Geschäften, und doch von einer unseligen Gesetzgebungs-Manie besessen — feig und rachsüchtig — wollüstig und niedrig geitzig" u. s. w. Man lese auch, was weiter vorher (S. 167) gedruckt steht: „Hier (in Mayland) sah ich auch die berühmte, aus Crema gebürtige Signora M., die Frau eines Kaufmanns, welche ehemals nach einander Joseph den 2ten und Leopold den 2ten unter ihre Anbeter zu zählen die Ehre hatte."

M.

5.
Der Staatskanzler, Fürst Kaunitz.

Er war mein sehr gnädiger Patron und Gönner. Ich hatte ein Gedicht ihm zu Ehren verfertigt, das ihm gefiel: ob ich gleich das Horazische Nil admirari zum Motto auf das Titelblatt gesetzt hatte. Ich wurde bisweilen zu seiner Tafel eingeladen, und da sein Vorleser Riedel in Wahnsinn verfiel, ließ er mich durch seinen Leibarzt, den Professor Stoll, einen der gelehrtesten Männer, der geschicktesten Aerzte und der besten Menschen, die ich gekannt habe, ersuchen, ihm bisweilen vorzulesen. Das hab' ich gethan; und hatte da Gelegenheit genug, die Bestätigung des Sprüchworts wahrzunehmen
Nullum magnum ingenium sine mixtura dementia.

Viele seiner Thorheiten, die meist in seltsamen Abweichungen von den einmahl durchaus angenommenen gewöhnlichen Sitten und Gebräuchen bestanden, schreibe ich dem Beweggrunde zu, der Welt zu zeigen, daß er ihr Urtheil verachte, daß er ein Philosoph sey, der es nicht der Mühe werth schätze, sich nach Jemand andern zu richten. Daher kam es, daß er oft zu der Kaiserin, selbst in ihre Gesellschaften, in Stiefeln und im Ueberrock gieng; welches damahls der Hofetikette ganz entgegen war, daß er zu Mittags speiste, wenn andere Leute ihre Abendmahlzeit hielten, und daß er bey der Tafel mitten unter seinen Gästen die Zähne auf seltsame Art mit vielem Geräusche putzte. Ich wünschte zu seiner Ehre, daß er den Titel eines Philosophen lieber mit der Verachtung des Todes oder we-

nigstens mit weniger Furcht vor diesem allgemeinen Schicksal zu verdienen gesucht haben möchte. Denn dieser Punkt durfte bey ihm gar nicht berührt werden. Nicht nur verlohr er alle Besinnung, wenn man dies schreckliche Wort aussprach, sondern auch der, der ihm vom Tode geredet hatte, wurde unfreundlich angefahren und allein gelassen. War jemand von seiner Familie oder sonst ein Bekannter, der bey ihm etwas galt, gestorben; so mußte man es ihm mit vieler Vorsicht und zwar nur stufenweise so vorbringen, daß er am Ende selbst fragen mußte; und dann gieng es an ein Lamentiren u. s. w. Von der Möglichkeit seiner eigenen Auflösung hat sich wohl kein Mensch unterstanden, mit ihm zu reden, und er selbst mag vielleicht an seiner Person eine Ausnahme von der Regel gehofft haben. Es war wohl nur eine Bravade, womit er dem Furchtgerippe, seinem Feinde, dem Tode, Trotz bieten wollte, daß er noch in seinem späten Alter fast täglich ein Pferd auf der Reitbahn bestieg, und sich sehr zufrieden bezeugte, wenn er seine Figur in den Spiegeln erblickte, oder wenn er hörte, daß man seine gerade Stellung und seine Behendigkeit lobte, und der Anzahl seiner Jahre nicht gedachte. *)

Von der Staatskunst oder diplomatischen Materien hat er niemahls mit mir gesprochen; woran er sehr wohl that, weil der Saame seiner Weisheit auf ein steiniges Erdreich gefallen wäre. Was ich aber vor-

*) Diese beliefen sich doch auf drey und achtzig. Er war gebohren am 2ten Februar 1711, und starb am 27sten Junius 1794.

züglich an dem alten Herrn bemerkt habe, war sein gutes Herz. Wenn ich ihm vorlas, und auf Stellen kam, die Mitleiden erwecken konnten, oder an schöne Handlungen, wo Nothleidenden durch großmüthige Menschen geholfen worden war, wo sich große Leute als Menschen gezeigt hatten, da konnte man die wärmste Theilnehmung sichtbar auf seinem Gesichte lesen, und wenn man ihm so etwas erzählte, ließ er sich auf die geringsten Umstände ein; wozu er bey andern Umständen nicht leicht zu bringen war.

Kaunitz und Choiseul haben sich auf ihren Plätzen in der Geschichte des letzten Jahrhunderts besonders ausgezeichnet und mit einander gemeinschaftlich an einem Werke gearbeitet, das sie gut einfädelten, aber nicht zu Stande brachten. Papst Benedikt der Vierzehnte sagte vom Duc de Choiseul, er sey un fou qui a bien d'Esprit.

v. Br.

Der Reichshofrath von Moser schrieb einmahl an mich: „Hat je ein Minister ein System gehabt; so war's Kaunitz: was ihm aber die Weiber und nachher Joseph selbst hineingepfuscht haben, kommt nicht auf seine Rechnung."

M.

6.

Feldmarschall Lascy.

Dieser Feldmarschall, den ich in seinen jüngern Jahren gut gekannt und beobachtet habe, weil das Regiment, bey dem ich diente, ein Paar Feldzüge hindurch

unter seinem Kommando stand, ist, nach meiner geringen Einsicht, des Ruhms nicht werth, den man von ihm macht, wär' es auch nur aus der einzigen Ursache, die ich hier anführen will.

Er hat dem Hause Oestreich damit einen unersetzlichen Schaden zugefügt, daß er die militarische Verfassung, in der die Kroaten von jeher, und noch im siebenjährigen Kriege gestanden, aufgehoben und damit den, diesen Leuten angebohrnen Instinkt für den kleinen Krieg erstickt und vertilget hat, da er sie zu regulären Regimentern umschmolz. Wer diese Nationaltruppen im siebenjährigen Kriege genau beobachtet hat, der wird mir zugeben, daß Soldatengeist und Patriotismus in ihnen wohnte, der einer Kriegführenden Macht unendlich schätzbar seyn muß, der sich aber freylich nicht mit knapper Montur, Puder, Pomade, Glanzwichse und anderer militarischen Stutzerey verträgt. So lange Kroaten die Oestreichische Armee einschlossen und die Vorposten machten, konnte jeder Soldat im Lager ruhig schlafen. Denn auf ihre Wachsamkeit war zu rechnen: der Feind hingegen mußte sehr wachsam seyn, wenn er von diesen Leuten nicht beunruhigt seyn wollte. Der König Friedrich schrieb am 23sten September 1759 an Fouque': „Le nombre de leurs troupes Hongroises est assez considérable. Si elles se trouvaient rassemblées elles pourroient former un Corps d'Armée; de sorte que Vous avez deux Armées à combattre, la pésante et la legère. — Ils se campent souvent prés de nos armées, mais avec l'utile circonspection de se poster sur les cimes de montagnes, dans des forêts epaisses, ou derrière des doubles et triples

defilés. De cette espece de repaire, ils envoyent des parties qui agissent selon l'occasion et les Corps ne se montrent pas, à moins qu'ils ne trouvent le moment de tenter quelque coup. La force de ces détachemens leur permet de s'approcher de prés de nos armées, même de les entourer; et il est très facheux de manquer du nombre égal de cette espece de troupes." Ihre Methode, den kleinen Krieg zu führen, die Kunstlose, ihnen nur allein eigene Art, sich ohne besonderes Kommando auszubreiten und zusammen zu ziehen, ihre Streifzüge durch Gebürge und Wälder, waren unnachahmliche Manövers. Ihre Unterhaltung kostete den Hof sehr wenig, und alle diese Vorzüge, die die Oestreichische Armee vor allen andern hatte und die gar nicht mehr zu ersetzen sind, sind nun erloschen und der Manie d'Egalisation aufgeopfert worden.

Vaterlandsliebe und Begierde nach Beute sind wohl bey dem gemeinen Mann, der noch denkt, die einzigen Triebfedern zur Tapferkeit. Beydes belebte die Kroaten. Ihr Vaterland war ihr Abgott. Sie hatten mehrentheils Weiber und Kinder, denen sie, wenn die Zeit aus war, gern etwas mitbringen wollten. Sie liebten aus angebohrnen Begriffen ihren Monarchen, waren folgsam und nur in dem einen Stück widerspenstig, wenn sie über die bestimmte Zeit im Felde aufgehalten wurden; und dies hatten sie mit den Schweitzern gemein. Kurz, es war eine kriegerische Nation, für den kleinen Krieg geschaffen. Sie hatten so viel natürlich Eigenes, das aus dem Alterthum, den Kriegen ihrer Vorfahren und in ihrer Landesverfassung gegründet, ihnen angeerbt war, welches

alle militarische theoretische und praktische Kunstgriffe nicht wieder in dieses Volk zu pflanzen im Stande wären. Eine ganze Armee solcher Soldaten wird sich freylich kein Feldherr wünschen: aber Friedrich hätte sie gewiß, so wie sie waren, angenommen, und ich wollte wetten, daß er sie weder ihrer rothen Mäntel beraubt, noch in Rock, Leibel und Kamaschen eingezwängt haben würde.

Wenn man übrigens von Einer Stimme auf mehrere schließen will; so kann ich hier ein Beyspiel von der Stimmung des gemeinen Mannes über Lascy anführen, davon ich, nicht ohne Herzensangst, ein Zeuge war. Ich war Lieutenant bey einem Kursächsischen Chevaux legers Regimente und auf Ordonnanz bey dem damahligen Feldzeugmeister Lascy, unter dessen Kommando wir standen. Das Hauptquartier war zu Hoflößnitz in den Weinbergen bey Dresden, von wo wir schleunig aufbrachen und gegen Torgau marschirten. Als wir am ersten Abend ins Hauptquartier kamen, stand der Feldzeugmeister noch lange Zeit mit den um ihn versammelten Ordonnanzen vor seiner Hausthüre und ließ uns da, abgesessen von unsern Pferden, seine Befehle erwarten. Er studirte über die Disposition seines Corps in der Landkarte und war ebenfalls zu Fuß, so gestellt, daß er mir den Rücken kehrte, etwa zwey Schritte hinter mir, der ich den Zügel meines Pferds am Arm hängend, gegen die Straße Front machte und die Bagage vorüber ziehen sah. Auf einmahl erblickte mich ein besoffener Unterofficier von der Infanterie, der neben einem Rüstwagen gieng, und rief mir zu: „Herr Officier, Sie sind von den Sachsen, die bey uns standen, als wir

bey Trautenau unter Harsch und de Ville kampirten: aber jetzt — ja! jetzt da stehen wir unter dem Lascy — den kann der Teufel hohlen, wenn er will. Er ist kein Soldat, sondern nichts als ein Putzmeister. Auf dem Exercirplatz, da läßt er sich sehen: aber Sie werden erfahren, vor'm Feind ist er keine Pfeife Taback werth." Alles das mußte Lascy hören: aber der Unterofficier konnte ihn nicht sehen, weil ich und mein Pferd dazwischen standen. Da half kein Winken, Abwehren, Zurufen, er möchte seines Wegs gehen. Der Besoffene kehrte sich an nichts, sondern fuhr in dem Tone immer fort. „Ja, Herr Officier, Sie kennen ihn nicht, aber ich kenne ihn; denn er war Oberster bey uns. Die Kaiserin denkt, weil sein Vater ein großer General war; so würde er's auch seyn: aber er ist nichts, als ein Haarkräusler, ein Mahlausbringer, ein Putzmeister u. s. w." Ich stand, wie auf Kohlen — aber General Lascy war so discret, nichts gehört zu haben, oder die Lektion in der Stille zu verdauen.

Noch eine hierher gehörige Anekdote! Ich sah einmahl den Kaiser Joseph bey Minkendorf im Lustlager auf einer Anhöhe, wo ihm Lascy eine Stellung zweyer Armeen gegen einander zeigte, und mit vielem Eifer demonstrirte, was zu thun sey, wenn z. B. der Feind diese oder jene Stellung ergriff? Mitten in der Vorlesung, bey welcher Lascy die andächtigste Aufmerksamkeit erwartete, lief der Kaiser zu seinen Pferden: „Hansel! hast du gesehn, der Braune geht lahm." Und damit endigte sich diese militarische Vorlesung.*)

v. Br.

*) Lascy war gebohren 1724, und starb am 25sten November 1801.

7.
Graf Ranzau.

Der ältere Hr. Bethmann, Vater des, gegenwärtig das Haus dirigirenden Hrn. Moritz Bethmann in Frankfurt am Mayn, war ein rechtschaffener Mann, seinem Geschäfte gewachsen, dachte gut und edel. Unter den Kameraden seiner Jugend hatte er einen Spitznamen; sie nannten ihn Hr. Gevatter; und dies bezog sich auf folgende Begebenheit. Es war einst eine Gesellschaft solcher junger Leute in Oberrothe lustig gewesen beynahe eine ganze Nacht hindurch, und der meiste Theil hatte der Venus geopfert: nur der einzige Bethmann blieb rein, und erklärte sich, als ihn die andern fast mit Gewalt zwingen wollten, zu thun, wie sie: Er wolle ihrer aller Gevatter seyn. Damit lud er sich nun zwar wenig Last auf; denn die Schwangerschaften sind sehr selten in dergleichen Häusern: den Namen, Hr. Gevatter, behielt er aber. — Nun, dieser gute Mann war mein Freund. Meine Umstände waren damahls nicht die besten; ich war außer Diensten, genoß also keinen fixen Gehalt, B. aber fand mancherley Mittel, mir etwas zuzuwenden, brauchte mich zu verschiedenen Kommissionen, und entzog sich, da er reich war, keineswegs meines Umganges, der ich arm war.

Es mag im Herbst 1772 gewesen seyn, da er eines Tages um 4 Uhr Nachmittags mich bitten ließ, ohne Verzug zu ihm zu kommen. Er führte mich bey Seite, und meldete mir Folgendes. „Es trifft uns ein seltener Vorfall. Es kommt ein Fremder mit 2 Postpferden, steigt an unserm Hause ab, läßt seinen Mantel-

sack herein tragen, ohne uns zu begrüßen, bestellt in Einer Stunde 2 Postpferde, die ihn weiter bringen sollen, und fragt alsdann erst nach unserm Comtoir. Hier zeigte er einen Wechsel von 24000 Gulden Banco, auf Sicht zu zahlen, ohne weiteres Aviso. Der Wechsel ist von einem Hause in Hamburg und hat nicht das geringste Verdächtige. Inzwischen hat das Benehmen des Hrn. Juel — so wird der Fremde genannt — so viel Sonderbares und die Summe ist so groß, daß wir gern die Post erst abwarten möchten, ehe wir zahlen, und diese kommt nicht vor 9 Uhr Abends. Jetzt bitten wir schön, den Fremden ein wenig zu unterhalten."

Ich trat ins Zimmer, und kaum daß er mir auf meinen Gruß dankte. Es war ein kleiner Mann, dessen Physiognomie und unruhiges Betragen ich zum Muster eines Kains wählen würde, wenn ich schildern wollte. Ich führte mich bey dem Manne auf als einen Freund vom Hause, und erbot mich, ihm die Zeit zu vertreiben. Davon wollte er nichts wissen, begehrte sein Geld augenblicklich laut Anweisung, und ließ sich auf meine Eingelenke gar nicht ein. Es wurde Wein, Obst und dergl. gebracht. Der Fremde rührte nichts an; und da er endlich grob wurde, bahnte er sich damit den Weg, um so geschwinder zu erfahren, woran er war? Ja, sagte ich ihm, wenn es so ist; so muß ich mich deutlicher heraus lassen. Sie werden Ihr Geld bekommen, wenn mit der Post heut Abends um 9 Uhr ein Avisbrief von Hamburg anlangen wird. So lange müssen Sie warten oder, da Sie so sehr pressiren, ohne Geld abfahren." Kurz, nachdem ich ihn ganz aufrichtig von der Beschaffenheit der Angele-

genheit unterrichtet hatte, und er nun wohl einsah, daß kein anderes Mittel vorhanden war; so wurde er etwas gelassener, und wir wurden einig, in den Zimmern des Hrn. B. mit einander zu supiren. Die Postpferde würden auf halb zehen bestellt, und alles gieng gut. Ob nun gleich der Fremde durchaus nur Unruhe spüren ließ und alle Augenblicke an die Fenster lief, um zu sehen, ob ihn niemand verfolge? so brachte ich ihn doch so weit, daß wir während der Zubereitung unsres Nachtessens ein wenig am Mayn wollten spazieren gehen. Aber — welch' ein seltsames Verhängniß! — Es war damahls vielleicht in ganz Frankfurt nur ein einziger Mann, der den Fremden kannte — und er mußte uns begegnen! Ein hübscher junger Mann in einem schwarzen Rock hatte nicht sobald den Patron erkannt, als er auf ihn zulief und mit knechtischer Submission ausrief: Wie habe ich die Gnade, meinen großen Gönner und Patron, des Hrn. Grafen Ranzau Excellenz, hier zu sehen! Dagegen protestirte der andere, er sey es nicht. Der junge Mann hieß Paradies, war pro tempore Sprachmeister in Frankfurt, und hatte eine Pensionsanstalt. Er führte Seine Excellenz auf Specialien, wie er unter ihm Pagenhofmeister in Kopenhagen gewesen war, und noch viel Anderes mehr. Das war also der berüchtigte Graf Ranzau, der seine Rolle bey den Händeln der Königin von Dänemark gegen Struensee und Brand gespielt hatte! Um 9 Uhr kamen die erwarteten Briefe; um 10 Uhr hatte er sein Geld, und zog ab. Kein Mensch hat erfahren, wo er hin gekommen ist.

v. Br.

8.
Graf Benjowski.

Ich habe das Glück gehabt, auch den Herrn soi disant Grafen August Moritz von Benjowski persönlich zu kennen. Dieser merkwürdige Abentheurer hat sich einen Namen erworben bey der Welt, und sie dafür in seiner Reisebeschreibung mit so derben Lügen beschenkt, daß ich die Nachsicht der Kritiker bewundere, die sich noch dabey aufhalten können, geographische Untersuchungen über einige seiner entdeckten Inseln anzustellen, die er nicht entdeckt, sondern erfunden hat. Er hat das besondere Glück, daß sich Niemand die Mühe nimmt, seine Rodomantaden zu berichtigen; *) denn sonst würden sich z. B. wohl noch Leute finden, die mit ihm zugleich bey der Polnischen Konföderations-Armee in den Jahren 1767 bis 1770 gedient haben. Mir sind die Erzählungen seiner Heldenthaten verdächtig; denn ich finde Widersprüche; z. B. wenn er vorgiebt, daß er mit dem Bischoff Soltik von Krakau, dem Hetman Rzewuski, dem Prinzen Sangiusko und dem Bischoff von Kiow zugleich sey aufgehoben und nach Sibirien gebracht worden. Er setzt sich also mit diesen Leuten, die in Polen von ganz anderer Bedeutung waren, als so ein Abentheurer, der in ihrem Dienste stand, in Eine Kategorie. Sein Tagebuch in Kamtschatka führt die deutlichsten Spuren seiner spätern

*) Vermuthlich lebte damahls, als Bretschneider dies niederschrieb, Benjowski noch.

M.

Geburt, und kann bey aller Vorsicht, nicht genug zudecken, was er verbergen will. Daß der dortige Herr Gouverneur Nilow ein leichtgläubiger, schwacher Mann muß gewesen seyn, der sich von seiner Frau regieren ließ, das sieht man aus dem glücklichen Erfolg der Benjowskischen Unternehmungen. Es leuchten aber auch zwey Umstände aus der Erzählung der Begebenheiten in Kamtschatka hervor, die den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit gegen den Erzähler haben. Erstlich, daß Benjowski ohne allen Zweifel die Tochter des Gouverneurs, Aphtanasia oder Afstanasia, förmlich geheurathet hat, ob er gleich schon eine Frau hatte; und das mußte er, sollte anders sein Plan gelingen. Denn dadurch allein gewann er das Vertrauen, das in der Folge die arme Familie unglücklich machte. Zweytens, daß er seinen Mitverschwornen von seiner eigenen Person so große Dinge vorgeschwätzt und ihnen goldene Berge muß versprochen haben; welches durch die Auftritte gegen ihn, nach der Ankunft in Macao, bestätigt wird.

Am 16ten Jul. 1771 fand er unter dem 32 Gr. 47 Min. Länge und 355 Gr. 8 Min. Breite eine unbewohnte Insel, auf der sich ein Ueberfluß an Kokos, Pomeranzen, Bananas, und andern Früchten, an Wildprät, Schweinen, Wasser, Holz und Mineralien befinden soll. Alles in Ueberfluß! Die Insel mag wohl da seyn: aber den Ueberfluß möchten wohl die Nachbaren lange vor ihm entdeckt haben, und Stephanow*) gedenkt in seiner Beschreibung dieser Herrlichkeiten mit keinem Worte.

*) Richtiger Stefanow, ein Russe, der eine mißlungene Verschwörung gegen B. angezettelt hatte. M.

Die zweyte von ihm erfundene Insel, Usmå Ligon*), liefert noch mehr Abentheuer. Hier wurde ihm ein Lateinischer Zettel eingehåndigt, dem zu Folge der Jesuit Ignatius Salis die Einwohner schon im Jahr 1750 bekehrt hatte. Die Leute freuten sich ganz natürlich des seltenen Besuchs von ihren Glaubensgenossen. Sie traktirten und beschenkten sie reichlich, und brachten ihre Reliquien, ein altes Brevier vom P. Ignatius Salis, welches Benjowski und seine Kameraden mit aller Ehrfurcht küßten, so wie auch ein, noch von demselben Missionar, der im J. 1754 gestorben war, zurückgelassenes Kruzifix. Da mußte sich denn auch ein Freund Niklas finden, mit dem Benjowski reden konnte. Die Christen in Usmå Ligon setzen sich über den Zwang des sechsten Gebots hinaus. Sie lieben die Vielweiberey. P. Ignaz Salis hat sie ihnen, wegen ihrer übrigen guten Eigenschaften, zugestanden, und auch sich selbst, sub spe rati seines Generals, verheurathet, auch eine Tochter hinterlassen, die

*) Sie sollte in den Japanischen Gewässern liegen. Da sie B. erdichtet hat, ist es wohl zu verwundern, daß der große Kenner der Geographie Prof. Ebeling in Hamburg, sie in andern Büchern vergebens suchte und einen Schreib- oder Druckfehler vermuthete? s. die Vorrede zu der in der Neuern Geschichte der See- und Landreisen (Hamburg, 1791. gr. 8.) gehörenden, von seinem Bruder, J. P. Ebeling, verfertigten Uebersetzung S. IX. (Vergl. B. 2. S. 290). Diese Uebersetzung der Benjowskischen Begebenheiten und Reisen füllt den 3ten und 4ten Band jener Neuern Geschichte (oder Sammlung).

M.

die dem Herrn Schiffs-Kommandanten, nebst noch andern sechs Mädchen, schön wie die Engel, zugeführt wurde. Zuletzt wurde mit diesen guten Leuten ein Kontrakt abgeschlossen, dem zu Folge Benjowski mit einer Anzahl rechtschaffener Leute zurück kommen und bey ihnen wohnen sollte. Zu dem Ende wollten sie inzwischen 200 Häuser bauen, die wohl leer stehen mögen.

Die Landung auf der Insel Formosa war fast noch abentheuerlicher. Da war gleich ein Spanier mit einem Tressenhute bey der Hecke, der einzige in ganz Formosa, der zum Dolmetscher dienen konnte. Don Hieronimo Pacheco, ehedem Hafenkapitän zu Kavitta bey Manila, war der Ehrenmann, der sich bey Gelegenheit dieser Landung große Verdienste um das Land erwarb. Denn er beredete Benjowski, dem Könige dieses Theils von Formosa gegen seine Feinde beyzustehen. Diese wurden dann ganz in der Ordnung aufs Haupt geschlagen; und am Ende der ganzen Erzählung folgt ein Plan, der sich also anfängt: „Würde eine Europäische Macht zu Anlegung einer Pflanzstadt auf Formosa behülflich seyn u. s. w." Und dies war der ganze Zweck dieser schönen Beschreibungen glücklicher Inseln; er suchte irgend eine Macht anzulocken, die ihm ein Schiff mit Kolonisten in jene Länder ausrüsten sollte.

Als er mir im Jahr 1780 seine Papiere zeigte und mich zu Rathe zog, sie in Ordnung zu bringen, da fand ich nichts von diesen schönen Beschreibungen, aber wohl andere Dinge und Erzählungen, die in seinem edirten Tagebuch nicht vorkommen. Er muß also alles abgeändert und umgegossen haben. Es war in jenen

Papieren auch schon viel Unwahrscheinliches, zum Theil noch unbedachtsamer, erzählt: aber von ganz andern Begebenheiten, als diese. Er gestand selbst, daß er in Verlegenheit sey, die Data zu berichtigen und seine Erzählungen dem, was er hier und da von seinen Begebenheiten erwähnt habe, gleichförmig zu machen. Der stärkste Beweis gegen die Wahrheit dessen, was uns Benjowski aufheften will, ist die dem zweiten Bande der Ebelingischen Uebersetzung angehängte Relation des Hippolytus Stepanow *), der zwar der Inseln, wo sie gelandet haben, gedenkt, aber nichts von allen den Robinsonaden anführt, die er gewiß nicht übergangen hätte, wenn sie wahr wären. Benjowski, der vermuthlich am Ende mit Stefanow zerfiel **), zu dem sich der Major Wynblat schlug, der doch immer der wärmste Freund des Ben. gewesen war, mußte, um Stefanow alle Glaubwürdigkeit zu benehmen, in seine Reisebeschreibung alles Mögliche einweben, was diesen Mann in einem schlechten Lichte zeigen konnte. Vermuthlich entstand ihr Streit über der Theilung der in Kamtschatka geraubten Waaren, an die ein jeder von der ganzen Gesellschaft Anspruch hatte. Die Sanftmuth, mit der Benjowski den Stefanow, bey so öftern Meutereyen

*) Ist der vorhin erwähnte Stefanow. M.

**) Allerdings! wenigstens erzählt B. sehr viel von mehrern Verschwörungen, die St. gegen ihn geschmiedet habe, zuletzt in Macao, wo B. sich durch 4000 Piaster mit ihm abgefunden; worauf St. in Holländische Dienste trat und zu Batavia im Jul. 1778 starb. M.

will behandelt haben, sieht ihm gar nicht ähnlich. Seiner Afanasia oder Mamsell Nilow, deren Schicksal jeder empfindsame Mensch bedauern muß, gedenkt er durch die ganze Reise mit keinem Worte, und ihres Todes, der ihm sehr zur gelegenen Zeit kam, wird nur im Vorbeygehen erwähnt. Auch weiß kein Mensch, was aus den übrigen Reisegefährten geworden ist. Alles dies macht dem Charakter Benjowski's keine große Ehre. Hingegen können ihm andere vorzügliche Eigenschaften nicht abgesprochen werden, Bravour, Unternehmungsgeist, Festigkeit, Menschenkenntniß, Thätigkeit und Anstrengung in seinen Entwürfen; endlich auch Ueberredungs- und Verstellungskunst, welche man auch bisweilen Tugenden nennen darf, wenn sie am rechten Orte gebraucht werden.

v. Br.

Nach dieser treuen, unparteyischen Schilderung wird man hoffentlich in Zukunft mit Lobeserhebungen des Abentheurers Benjowski nicht mehr so freygebig seyn, wie z. B. erst noch vor wenig Jahren geschah in dem Conversationslexikon (2te Ausgabe. Lpz. 1812), wo es heißt: „Auf den ersten Blick sollte man seine Geschichte für einen Roman halten, wiewohl die Echtheit derselben keinem Zweifel unterworfen ist.“

M.

9.

Baron von Sautersheim.

Johann Jakob Rousseau erzählt in seinen Selbstbekenntnissen den Umgang und die Bekanntschaft,

die er in Moitié Travers mit einem gewissen Teutschen Baron von Sautersheim gehabt hat. Er beschreibt ihn als einen lockern Zeisig, der er auch wirklich war; und wundert sich, daß ihm niemand Nachricht von den Eltern dieses Barons, die an dem Wiener Hof im größten Ansehen stehen sollten, geben könne oder wolle, ob er sich gleich durch mancherley Kanäle darum bemüht habe. Ich will den Herren Genealogisten die Mühe ersparen, Untersuchungen über die ansehnliche Familie der Freyherren von Sautersheim anzustellen, und mit Wahrheit melden, daß dieser Baron, dessen Mutter und Schwester vor wenig Jahren noch lebten, der Sohn eines Bürgers in Ofen war, welcher Sautermeister *), nicht aber Sautersheim hieß. Der Vater schickte seinen Sohn als einen Burschen von achtzehn oder zwanzig Jahren mit einem Transport Ungrischer Weine

*) Ob der von Nicolai in seiner Reisebeschreibung (B. 6. S. 730) aufgeführte, vermuthlich inzwischen verstorbene (Franz Xaver) Sautermeister mit dem hier erwähnten verwandt gewesen sey, weiß ich nicht. N. legt ihm aber eben so wenig Lob bey, als Br. dem seinigen: nur in einem andern Sinn, nämlich als Schriftsteller, indem er, wie N. sich ausdrückt, ein dummes Pasquill auf die Akademie der Wissenschaften in München machte. Wahrscheinlich ist es das saubere, im gel. Teutschland angeführte, aberwitzige Produkt: Die Bayerische (n) Hiesel in ihrem gelehrten Frosch- und Rattenkriege. Wahrburg in Bayern 1780. 8. N. nennt ihn auch einen, wegen mannichfacher Ränke übel berüchtigten Jesuiten. Dennoch war er wirklicher geistlicher Rath, und zuletzt Pfarrer in Schongau.

M.

nach Wien, wofür er etwa 10 oder 12,000 Gulden empfieng, mit denen er, ohne sich weiter um seine Eltern zu bekümmern, auf Reisen gieng, und zwar erst in die Schweitz, um bey Neufchatel erst Französisch zu lernen, damit er sich mit dem Rest seines Kapitals weiter wagen könnte. Dieser aber schmolz schon in seinen Lehrjahren so zusammen, daß er nicht weiter kommen konnte, und zu Straßburg im Elende starb.

Rousseau lernte ihn, wie gesagt, in Moitié Travers bey Neufchatel kennen, und liebte ihn anfänglich, weil jener ihn verehrte: aber zuletzt, da er ihn besser kennen lernte, striegelte er ihn nach Verdienst. Wo die Briefe hingekommen seyn mögen, deren der junge Mensch viele von Rousseau hatte, das kann ich nicht sagen. Sie stecken aber noch irgendwo. Denn man fand sie bey seinem geringen Nachlaß, und sie kamen in die Hände ehrlicher Menschen, die sie zwar nicht verstanden, aber die doch einen Werth darauf setzten, eigenhändige Briefe von Rousseau zu besitzen.

v. Br.

10.

Graf Zobor.

Graf Zobor und seine Geschichte ist in Ungern und Oestreich noch sehr bekannt, aber nur wenig in andern Ländern. Der Graf Maximilian von Lamberg gedenkt seiner in den Souvenirs bey Gelegenheit des Abentheurers St. Germain oder Marquis

d'Aimar, der sein Alter nach Jahrhunderten berechnete, seine Bekanntschaft mit Jesu Christo ganz ernsthaft erzählte, und ihn noch etliche Tage vor seiner Gefangennehmung am Oelberg freundschaftlich wollte gewarnt haben. Dieser St. Germain galt für einen Adepten, und Lamberg erzählt, daß er einen großen Brillanten selbst gemacht und dem Grafen Zobor für echt verkauft habe, ohne daß der beste Juwelier etwas Unechtes entdeckt hätte. Ich fragte den Grafen Zobor, mit dem ich in seinen letzten Tagen oft zusammen kam: Ob er noch im Besitz dieses Steins sey? Er wollte aber von der ganzen Sache nichts wissen, ob er gleich nicht läugnete, den St. Germain gekannt und viel Umgang mit ihm gehabt zu haben. — So geht es mit den meisten Wundergeschichten, wenn sie auf frischer That am rechten Ort untersucht werden. Später wird so ein Tagebuch, wie das Lambergische, als ein gültiger Beweis citirt.

Der Graf Zobor, zu seiner Zeit einer der reichsten Kavaliere in Europa, verspielte nach und nach seine Güter und alles, was er besaß, würde auch im Elende umgekommen seyn, wenn nicht Kaiser Franz der Erste, nachdem er ihm große Geldsummen und die Herrschaft Halicz abgewonnen hatte, so väterlich für seine Zukunft gesorgt hätte, daß er ihm eine unverkaufbare Leibrente von jährlich 8000 Gulden aufdrang; wovon er lebte, als ich ihn im J. 1780 in Pest kennen lernte. Damahls war er schon fast achtzig Jahre alt. Es war kein großer Geist; aber er hatte viel gesehn, ganz Europa durchreiset, und alle großen Menschen des vorigen Jahrhunderts persönlich gekannt. Er hatte bey seinem langen Aufenthalt in

Italien Geschmack an den Künsten gewonnen, besonders an der Baukunst, und wünschte sich oft sein Vermögen zurück, um nur Palläste aufführen zu können.

Er wohnte bey einem Kürschner zu Pest in einer elenden Hütte. Vor dem Häuschen war ein kleiner Vorhof, in den man durch ein hölzernes Thor eintrat. Der Wirth wollte eine gemauerte Einfahrt machen lassen. Die Ziegelsteine lagen da, und Graf Zobor erblickte an einem schönen Morgen ein Paar Maurergesellen, die Anstalt machten, etwas zu mauern. Sogleich ließ er den Hausherrn kommen, und als er von ihm erfuhr, daß er eine neue Einfahrt wollte mauern lassen, da sagte er: „Das überlaß der Herr nur mir; ich werde den Bau auf meine Kosten übernehmen.“ Dagegen hatte nun zwar der Hauswirth nichts einzuwenden; er bildete sich aber gewiß nicht ein, daß der Graf gleich einen Bauriß aufnehmen und ihm vor seine schlechte Hütte, die kaum tausend Thaler werth war, eine Triumphpforte würde setzen lassen, die von massiven Steinen aufgeführt, einem förmlichen Portal vor einem Pantheon gleicht und den Erbauer wenigstens 10,000 Gulden gekostet hat.

Der hochgebohrne Graf Zobor,
der Hab und Gut im Spiel verlohr,
hat noch zum Denkmahl dieses Thor
auf seine Kosten bauen lassen.
Der Eigenthümer von dem Haus
bedankte sich, doch rief er aus:
Sperrt zu die Thür, sonst lauft mein Haus
durchs Thor in eine andre Gassen.

v. Br.

11.

Die Familie Gschray.

Mandarin und Cartouche in Frankreich, der Banknoten-Schmied Price in England, Lips Tulian und der Bayrische Hiesel in Teutschland, haben bey allen ihren Uebelthaten noch immer Anspruch an unser Mitleiden. Ihre Tapferkeit, Festigkeit, Thatkraft, oder feiner Verstand, Erfindungsgeist und manches andere Talent, erwecken in uns den Wunsch, daß diese Leute ihre Gaben zum Guten möchten angewendet haben. Sogar Räuber und Spitzbuben zeigten oft Gefühle von Ehre und Gutherzigkeit, die wir bewundern. Daß es aber außerdem noch Menschen giebt, für die wir ganz und gar nichts anders fühlen können, als die tiefste Verachtung, davon kann ich ein Beyspiel anführen von einem Menschen, den ich persönlich gekannt habe, und die Begebenheit, die ich von ihm erzählen werde, mag entscheiden, ob ich ihm zu viel thue?

Sein Vater *) war der im ersten Bayrischen Kriege unter Karl dem Siebenten wohl bekannte Parteygänger Gschray, der sich vom Bayrischen Eisenamtmann, das ist, Gerichtsdiener oder Häscher, bis zum Preussischen Generalmajor empor schwang, und als solcher starb: wiewohl er in diesem Dienste nie etwas geleistet hat. Er errichtete zwar im J. 1761 für den König Friedrich ein Freykorps, wurde aber, noch ehe er es ganz zusammenbrachte, mit den meisten seiner Leute von dem Französischen Obersten Grandmaison

*) S. oben S. 7.

(in Nordhausen) überfallen und gefangen genommen. Damahls war er schon 70 Jahre alt und stocktaub. Seine Gefangenschaft endigte sich mit dem (Hubertsburger) Frieden 1763. Der Feldmarschall Seckendorf, dem ich im J. 1763 einen Besuch zu Meuselwitz im Altenburgischen abstattete, weil er ein guter Freund meines Vaters gewesen war, erzählte mir, Gschray, der Vater, sey unter seinem Kommando gestanden und sey ihm sehr brauchbar gewesen, weil er, als ehemahliger Eisenamtmann, alle Wege, Stege und Schlupfwinkel des Landes gekannt und viel Bravour und Vaterlandsliebe gezeigt habe. Sein Korps habe anfänglich nur aus Bayrischen Häschern, Fleischerknechten und Mühlburschen bestanden, die er aus eigenem Antriebe zusammengebracht und mit gutem Erfolg gegen den Feind angeführt habe, bis ihn der Feldmarschall Seckendorf zum Hauptmann gemacht und seinen Haufen Leute zum ordentlichen Freykorps regulirt hat. Als Karl der 7te gestorben war, zog ihn der Graf und Marschall Moritz von Sachsen in Französische Dienste, und gab ihm ein Regiment Freywilliger. Aber nach dem Tode des Marschalls achtete man seiner nicht mehr in Frankreich. Er war taub, des Französischen ganz unkundig, und in Friedenszeiten zu nichts zu gebrauchen. Er wurde abgedankt, und sein Regiment untergesteckt.

Dieser Mann hatte verschiedene Kinder, die er während seines Französischen Dienstes in Paris ganz anständig erziehen ließ. Von diesen Kindern wurde der jüngste Sohn, um sich den adelichen Familien in Frankreich gleich zu stellen, Chevalier de Gschray genannt. Er war ein bildschöner junger Mensch, da-

bey aber der liederlichste, niederträchtigste Bube, der jemahls gelebt hat. Sein Vater gab ihm eine Kompagnie bey seinem Regiment, und in Straßburg, wo dieses stand, glänzte er, wegen seiner körperlichen Vorzüge, in den besten Gesellschaften. Da verliebte sich in ihn eine junge liebenswürdige Gräfin von Leiningen, aus einem der besten Häuser in Teutschland, die schon versprochen war mit einem Prinzen von Löwenstein. Jedermann sagte, daß auch der Chevalier Gschray sterblich in sie verliebt sey und, nach ihrer Jugend und Schönheit zu urtheilen, konnte man auch dies vermuthen. Ueberdies besaß sie auch 100,000 Gulden eigenthümliches Vermögen. Bey so bewandten Umständen war es dem Herrn Bräutigam nicht zu verdenken, daß er auf die Kopulation drang. Es wurde auch wirklich der Tag angesetzt. Aber an eben diesem Tage, als man früh morgens die Braut anputzen wollte, war sie verschwunden, und wurde erst um 10 Uhr im Quartier und im Bette ihres geliebten Chevalier wieder gefunden. Ihre Verwandten schickten Botschaften, die den Spektakel mit ansahen, und aus dem Munde der Gräfin die entscheidende Erklärung hörten, daß sie sich mit dem Manne, der an ihrer Seite lag, unzertrennlich verbunden habe, nie von ihm scheiden und dieses Geständniß noch an dem nämlichen Tage durch priesterliche Kopulation bestätigen werde. Die Gesandschaften giengen ab und zu. Alles vergebens! Das Liebespaar blieb im Bette und nahm, unter wechselseitigen Liebkosungen, in dieser Positur Besuche und Glückwünsche an.

Der Bräutigam, Prinz von Löwenstein, klagte

seine Noth mit Herzensbeklemmung einem gewissen Hauptmann Schoupé von dem nämlichen Regiment, und dieser, der seinen Mann kannte, nahm es auf sich, alles in Ordnung zu bringen. Er näherte sich von der Seite, wo der Chevalier lag, dem Bette, ließ ihm da hundert neue Louisd'or sehen und flüsterte ihm ins Ohr, daß diese den Augenblick sein Eigenthum wären, wenn er die Gräfin wollte sitzen lassen. — Nicht allein — daß der Schurke gleich einwilligte, sondern er stieß das schöne Geschöpf, das sich mit tausend Thränen zu seinen Füßen warf, zu der Thür hinaus und übergab sie selbst den Weibern, die da standen, um sie in Empfang zu nehmen.

O Schlingel! o Barbar! dem keiner gleich gewesen,
Ach möchte deinen Schimpf ein jeder Welththeil lesen!

Diese Geschichte ist nun für Menschen von Gefühl wunderbar genug; aber das ist doch auch nicht minder wunderbar, daß der Herr Prinz Bräutigam sich durch alles Geschehene nicht irren ließ, die Dame zu heurathen, und am allerwunderbarsten, daß die Heurath gut ausfiel.

Noch eines Zugs aus dem Charakter des Chevalier Gschray muß ich erwähnen. Als er gebohren wurde, war sein Vater lange schon Officier. Er wußte folglich aus eigener Erfahrung gar nichts von dem ersten Amte seines Vaters. Er hatte in Paris die beste Erziehung mit mehrern Söhnen aus guten Häusern genossen: und doch — fand er, mit Ausschluß aller andern, nur allein an dem Umgange

mit Strickreutern, Gerichtsdienern, Gefangenwärtern, Profoßen und dergleichen Leuten sein Vergnügen, und suchte sie auf.

v. Br.

12.

Der Oberste Rieger

zuletzt General und Kommandant der Festung Hohen Asperg. Im Würtembergischen ist wohl niemand, der sich seiner nicht erinnert, wo nicht aus persönlicher Kenntniß, doch aus der Geschichte des Vaterlands. Rieger'n wurde öffentlich auf der Wachtparade — er war damahls Oberster — der Degen zerbrochen, die Klappen von der Uniform gerissen, und alles angethan, was zur Infamie gehört, er selbst auf die Festung Hohen Asperg gebracht und krumm geschlossen, mit Wasser und Brod gespeißt drey oder vier Jahre lang; dann wurde er etwas besser gehalten, und dem Tageslichte näher gebracht; denn er stack tief unter der Erde; und saß ungefähr sieben Jahre überhaupt. — Ueber seinen Verhaft sind verschiedene Bücher geschrieben worden, für und wider ihn, als z. B. der neue Solon, Würtembergische Briefe, la pure vérité, la pure vérité telle comme elle est etc.

Mit diesem Manne hab' ich manche Jahre lang in Freundschaft gelebt. Er war ein seltsamer und kein Alltags-Charakter; wovon viel zu erzählen wäre. Er war sehr jovialisch, voll von Muthwillen und Laune, in gewissem Verstande stolz, herrschsüch-

tig und übermüthig, und dabey ein frommer Christ und Pietist. Ich möchte wissen, wo die Bibel hingekommen ist, die er in seiner Gefangenschaft mit Kohle von Schwefelhölzern in den weißen Stellen beschrieben hat; es war etwas Rares! — Nun, er ist tod, und seine Kinder desgleichen: aber sein Andenken ist mir noch imm r schätzbar. Denn bey allem dem, was ich von seinem Charakter gesagt habe und noch sagen werde, war er ein ehrlicher Mann, der ein gutes Herz hatte, gern Dienste leistete jedermann, und Habsucht und Geitz verachtete.

Ich weiß kein besseres Wort in diesem Augenblick, um einen, mit Talenten und Anlagen gebohrnen Menschen zu bezeichnen, als Genie. Wenn Genies das Mißgeschick haben, in ihrer Kindheit von abergläubigen Menschen erzogen zu werden, oder von Heuchlern oder solchen Frommen, die wir Pietisten nennen, welche sich besser dünken, als alle andere Menschen — denn sie sind das Volk Gottes! — Genies, die diesen in die Hände fallen, verderben sicher; sie werden um die Früchte ihrer Gaben gebracht, und können nur durch seltene, glückliche Zufälle zum Dienst der Welt angewendet werden. Rieger's Vater, der die Herz-Postille geschrieben hat, machte aus dem feurigen, talentvollen jungen Menschen einen Heuchler — das war er jedoch nur eine kleine Zeit lang, in der zarten Kindheit, da es ihm etwas eintrug. Auf der Universität und im Soldatenstand glaubte er zwar noch immer alles, was ihm sein Vater beygebracht hatte: aber, er lebte nicht darnach, sondern nach seiner Phantasie und seinen Lüsten. Die schwere Lektion einer siebenjährigen Gefangenschaft hat

ihn nicht zahm gemacht; denn als er, auf Verwendung des Dänischen Hofs los gelassen wurde, und sich in der Gegend des Rheinstroms aufhalten mußte, wo ich ihn kennen lernte, war er wieder so, wie ich ihn beschrieben habe. Ich gieng oft mit ihm spazieren. Einst begegnete uns ein Handwerksbursche oder sonst junger Mensch, der — wie es solche Leute gewöhnlich nicht besser verstehen — seinen Hut vor uns nur rückte, nicht abnahm. Rieger, der den Menschen eben so wenig kannte, als ich, rief, er möchte zu uns kommen; und nun war seine Anrede also: „Er, grober Flegel! „ist gewiß noch nicht unter Leuten gewesen, wo er ein „wenig Lebensart hätte lernen können; denn Er ver„steht, wie ich sehe, nicht einmahl seinen Hut abzu„nehmen. Sieht Er, Bursche! wie ich den Hut ab„nehme; Er muß ihn herunter ziehen; den Hut rücken, „zeigt eher Verachtung an, als Verehrung des Gegen„stands, den er vor sich hat, und es ist viel höflicher, „den Hut gar nicht abnehmen, als ihn nur rühren. „Merk Er sich das — ich werde es ihm niemahls übel „nehmen, wenn er den Hut gar nicht vor mir ab„nimmt: aber — unterstehe Er sich nicht mehr, mich „noch einmahl so zu grüßen, als Er erst gethan hat." Zum Glück kam diese Saat auf keinen steinigten Acker. Der Bursche sagte: „Ich bitte um Verzeihung Ihro Gna„den: wir hinter der Höhe verstehens nicht besser." Rieger: „Na, Er ist ein braver Kerl — da hat Er „einen Gulden, und komm' er einmahl zu mir."

Ein andermahl hatte uns ein gewisser Herzogenstein, *) der den Hofrathstitel hatte, zum Mittagessen

*) Er hieß eigentlich Reinhard, ließ sich aber unter obi-

eingeladen, und zwar auf Anstiften des Obersten Rieger, welcher dem Kanzler Wehrkamp Nachricht gegeben hatte, daß wir da speisen würden, und der wollte mich aus gewissen Ursachen gern am dritten Orte sprechen. Das wußten nun wohl Rieger und Wehrkamp: aber nicht ich und Herzogenstein, welcher seinem Bedienten befohlen hatte, niemand herein zu lassen, so lange das Mittagessen dauern würde. Wehrkamp kam; wir hörten den Wagen still halten — und weiter fahren. So bald der Bediente wieder hinter seinen Herrn trat, fragte ihn dieser, wer da angefahren sey? Antwort: Der Kanzler Wehrkamp. Rieger: und ihr, elender Bube, habt ihn nicht herauf gelassen? Bed. Mein Herr hat mir befohlen, niemand vorzulassen, so lang er speißt. Rieger: Er und sein Herr, ihr seyd einer so viel werth, als der andre; zum Herzogenstein: und Sie, Sie sind ein elender Dependent von Ihrem Bedienten; ein Mann, der nichts zu befehlen hat in seinem eigenen Hause, ein Imbecill, der nur durch seine Dummheit glücklich ist! — Und nun war der Teufel los. Die beyden Champions zankten sich, wie die Bauern; und ich — war der Grieswärtel.

Nun muß ich noch ein feines Beyspiel von der Naivetät dieses guten Mannes erzählen. Wir hatten einen gewissen Tag fest gesetzt, an dem wir beyde zu Königstein, der damahligen kurmainzischen Festung, zusammen kommen und da mit einander sprechen und

---

gem Namen adeln. Sein Vater, eines Schusters Sohn, war Rektor des Gymnasiums zu Frankfurt am Mayn.

speisen wollten. Wir hatten zeitig abgespeist, giengen in der Stadt spatzieren, und stiegen endlich den Berg hinauf, um das Schloß oder die eigentliche Festung zu besehen. Am Thor trafen wir einen Invaliden, der uns die Wohnung des Kommandanten zeigte. Wir fanden im ersten Stock einen langen Gang, und keinen Bedienten, klingelten an allen Thüren, und fanden endlich eine unverschlossene; im Zimmer keinen Menschen, wohl aber die Speisen noch auf dem Tisch, und zwey Couverts nebst zwey leeren Stühlen. Auf einmahl öffnete sich eine Seitenthüre; und die Frau Kommandantin, ein Weib von etwa 34 bis 36 Jahren, trat herein, und mit ihr ein rüstiger Kapuziner, der da anfieng etwas herzustammeln — worauf Rieger: „'S ist schon gut — schon gut Euer „Hochwürden: aber treten Sie mir nicht zu nahe, „weder Sie noch diese feine Matrone — ich rieche „Beyschlaf — Ihr verfluchten Huren-Bagage! könnt' „nicht einmahl warten, bis das Mittagsessen vorbey „ist! — Wart' Pfaff! ich will dich bey Wasser und „Brod einsperren lassen, daß dir die Hurerey ver„geht —". Diese Leute wußten nicht, wer wir waren, und dachten, daß wir vielleicht etwas zu befehlen haben möchten, legten sich also aufs Bitten, sie nicht unglücklich zu machen; der Herr Kommandant würde um sechs Uhr zu Hause seyn rc. rc. Wir giengen aber fort, und überließen die zwey Sünder ihrer Herzensangst.

v. Br.

Jo-

13.

Johann Leonhard Gruber.

Vorerinnerung.

Von diesem, in mehrfachem Betracht merkwürdigen Manne besitzen wir, meines Wissens, sehr wenige Nachrichten, und diese nicht Probehaltig. Bey Bearbeitung seines Artikels für das gelehrte Teutschland konnt' ich keinen festen Tritt thun. Unter andern glaubte ich, der im 2ten Band der fünften Ausgabe dieses Werks verzeichnete Abbe' Leonhard Gruber zu München sey verschieden von dem Benediktiner gleichen Vor- und Zunamens im 11ten Band. Als der 1ste Band von K. A. Baader's gelehrtem Bayern im J. 1804 erschien*), freute ich mich unter andern auf den, Gruber'n, als einen gebohrnen Bayer, betreffenden Artikel, fand aber da nicht einmahl so viel, als ich im gel. Teutschl. gemeldet hatte. Da mir dies unbegreiflich vorkam; so wähnte ich, der von Baader und von mir erwähnte Benediktiner Gruber sey von dem Abbe' verschieden: welches jedoch, wie man gleich lesen wird, der Fall ganz und gar nicht war. Auch aus einem neuern Buche, aus (Zauner's) Verzeichniß aller akademischen Professoren zu Salzburg (Salzb. 1813. gr. 8) S. 68 u. f. lernen wir nicht viel mehr. Er heißt daselbst Grueber; und war von 1767 bis 1768 zu

*) Der zweyte soll endlich in dem jetzigen Jahr nachfolgen.

Salzburg Professor der theoretischen Philosophie. Der Recensent dieser Schrift in der Hall. Allgemeinen Litt. Zeitung 1815. Ergänzungsbl. Nr. 86. S. 683 setzte noch einige Umstände hinzu, z. B. daß er über die Organisation der Oestreich. Normalschulen mit dem Abbt Felbiger uneinig wurde, und deshalb nach München gieng; daß er in Berlin eine Pensionsanstalt errichtete und sich damit ein hübsches Vermögen erwarb (wovon der folgende Brief befremdend schweigt) und daß er zuletzt seinen Wohnsitz in Paris aufgeschlagen habe, und, daß Gr. um das J. 1810 oder 1811 gestorben sey. Allein, alles dies ist unbedeutend und unsicher. Was ich hingegen hier aus einem an mich gerichteten Brief Nicolai's vom 29sten April 1809 liefere, ist desto schätzbarer, indem dieser vertrauten, persönlichen Umgang mit Gruber'n hatte.

M.

Zufälliger Weise kann ich Ihnen zu Ihrem gel. Teutschl. einen kleinen Beytrag geben. Der Johann*) Leonhard Gruber, den Sie im 2ten und im 11ten B. anführen, macht nicht, wie Sie im letztern S. 298 vermuthen, zwey Personen aus, sondern es ist eben derselbe Mann, welchen ich sehr genau gekannt habe, indem er sich eine Zeit lang in Berlin aufhielt. Er ist ein gebohrner Bayer**), und war ursprünglich Benediktiner in dem von Ihnen angezeigten

*) Dieser Vorname fehlt überall.

**) In welchem Ort aber und in welchem Jahr Gr. gebohren worden sey, weiß weder N. noch andere. Ungefähr 70 Jahre mag er alt geworden seyn.

M.

Bayrischen Kloster (Metten); und dort war er schon, da er wirklich ein sehr gelehrter Mann war, Mitglied der Akademie zu München; wo er die von Ihnen angeführten mathematischen Abhandlungen in den Schriften dieser Akademie herausgab. Er wußte es nachher dahin zu bringen, daß er säkularisirt oder ein Weltgeistlicher ward; weshalb man ihn Abbe' nannte. Als solcher machte er mit jungen Herren eine Reise nach Holland und Frankreich, und kam darauf, ich weiß nicht durch welche Gelegenheit, nach Wien, wo er einem Oestreichischen Minister bekannt wurde, durch welchen er Einfluß in die damahls vorgenommene Verbesserung der Schulen erhielt, und um das Jahr 1774 die von Ihnen angeführten Schulschriften herausgab. Es wurden ihm aber von den damahls, so wie jetzt, so mächtigen Jesuiten so viele Schikanen gespielt, daß er mit einer Pension von etwa 400 Gulden Abschied nahm, und ungefähr im J. 1775 in sein Vaterland zurück gieng. Doch suchte er sich wieder um die Erziehung der Jugend verdient zu machen; wozu er eine ungemeine Neigung und wirklich ganz ausserordentliche Gaben besaß. Da schrieb er die Schriften, die Sie unter dem J. 1776 anführen. Aber auch dort bissen ihn die Jesuiten bald weg, welche damahls in Bayern noch mächtiger, als in Oestreich, waren; wo ihnen Kaunitz in den letzten Jahren der Kaiserin Marie Theresie einen Theil ihrer Macht nahm, indem er es endlich dahin gebracht hatte, daß sie nicht mehr einen Jesuiten zum Beichtvater nahm, sondern den Jansenistisch gesinnten Prälaten von St. Dorothea. *)

*) Vergl. oben S. 88.

Gruber war nun des katholischen Wesens höchst überdrüssig geworden; denn er hatte den Katholicismus von allen Seiten genugsam kennen gelernt. Er hatte, da er sehr sparsam und ordentlich zu leben gewohnt war, ein ziemliches Kapital zurückgelegt, welches er in den Oestreichischen Staatsfonds anlegte; wozu noch seine Oestreichische Pension kam. Er war der vielen Schikanen satt, und wollte lieber in einem protestantischen Lande unerkannt leben. Hierzu kam, daß er ein sehr artiges und auch häusliches, aus Coblenz gebürtiges Frauenzimmer, gefunden hatte. Dieses heurathete er, unter einem fremden Namen, und zog zuerst nach Nürnberg. Er ist der beweibte Mathematikus, dessen ich im 1sten Band meiner Reisebeschreibung (S. 240 der 3ten Ausgabe) gedenke, welcher, bey der damahligen Verfassung Nürnbergs, den Rath um Schutz ersuchen mußte, der ihm dann, nach mancherley Schwierigkeiten, auf Ein Jahr zugesagt wurde. Dies und anderes ihm Mißfällige bewog ihn, noch ehe das Jahr verflossen war, nach Hanau zu ziehen, weil es dort sehr wohlfeil zu leben war und in einer hübschen Gegend eine viel angenehmere Lebensart herrschte. Dort lebte er unter einem fremden Namen mehrere Jahre, als Protestant, ohne förmlich zu unserer Kirche überzugehen. Er lebte sehr eingezogen, studirte aber fleißig, und las die besten neuen Schriften, vornemlich solche, welche die Aufklärung befördern und vom Erziehungswesen handeln; für welches er immer eine unwiderstehliche Neigung hatte. In der That besaß er auch hierin, sowohl im Theoretischen als im Praktischen, ganz vorzügliche Einsichten und Fähigkeiten. Deswegen ließ er sich auch mit Iselin

im Briefwechsel ein, und nahm Antheil an dessen Ephemeriden der Menschheit. Ueberdies schickte er demselben eine wirklich schätzbare Schrift über die Erziehung, welche J. zu Basel drucken ließ, unter dem Titel: Grundsätze der nöthigsten pädagogischen Kenntnisse, für Väter, Lehrer und Hofmeister, von J. G. M.; herausgegeben von J. Iselin 1780. Bald hernach ergriff ihn eine unbeschreibliche Begierde, in Berlin zu leben, indem er sich von der dort herrschenden Aufklärung und von der angenehmen Lebensart die vortheilhäftesten Begriffe machte. Er hatte in Hanau so wirthschaftlich gelebt und hatte überhaupt so wenig Bedürfnisse, daß er auch die ziemlich viel kostbarere Art zu leben in Berlin mit seinen Einkünften zu bestreiten dachte; worin er sich auch gar nicht irrte. Iselin empfahl ihn mir als einen trefflichen Mann, und zugleich als Mitarbeiter an der Allgemeinen Teutschen Bibliothek; woran er auch reichlichen Antheil gehabt hat, besonders im Fache des Erziehungswesens. Die aus diesem Journal im J. 1783. besonders gedruckte freymüthige Beurtheilung der Oestreichischen Normalschulen und aller zum Behuf derselben gedruckten Schulschriften, ist von ihm. Niemand hätte sie so schreiben können, wie er, da er mit dem Gegenstande überhaupt und auch mit der Lokalität so genau bekannt war.*)

Außerdem ließ er in meinem Verlage drucken: Vorübungen zum Briefschreiben für die Jugend, deren zweyte vermehrte Ausgabe 1794 in 8. herauskam. Er

*) Sie ist äußerst lehrreich und erregte starkes Aufsehn. M.

gieng ungefähr im J. 1787 nach Wien zurück, um dort unter seinem wahren Namen als Abbe' zu leben. Er mußte dies aus ökonomischen Rücksichten thun, weil er sein ganzes Vermögen in den Oestreichischen Fonds hatte. Seine Frau wollte er nicht weit von seiner Wohnung besonders einmiethen; wie in dieser großen Stadt so viel andere katholische Geistliche ohne Bedenken thun. Aber diese, wirklich sonst schätzbare Frau ward verführt von einem seiner besten Freunde, einem andern katholischen Geistlichen, auf den er großes Vertrauen gesetzt hatte, der mir aber gar nicht gefiel, da ich ihn einmahl in Berlin sah. Dies verursachte dem guten Gruber unbeschreiblichen Kummer, da er ohnehin schon an Einsamkeit gewöhnt und sehr hypochondrisch war. Er pflegte bisweilen zu sagen: „Ich „fühle in meinem Alter immer noch, daß ich ein Mönch „war; auf meiner einsamen Zelle befinde ich mich am „wohlsten und die Welt eckelt mich an." Gleichwohl hab' ich selten Jemand gekannt, welcher mit sehr weitläufigen und gründlichen Kenntnissen so viel praktische Welt- und Menschenkunde verband; keinen Katholiken, so wie ihn, welcher mit der gründlichsten katholischen theologischen Gelehrsamkeit doch alle katholische Vorurtheile so gänzlich abgelegt hatte, und dabey doch — welches noch seltener ist, seine Glaubensgenossen zwar in Ansehung ihrer Mängel sehr strenge gerichtet, aber doch immer sehr billig und milde beurtheilte. Kurz, er war ein ganz vortrefflicher Mann, als Gelehrter und als Mensch, dessen Andenken mir ewig unvergeßlich seyn wird. Er schrieb bis 1795 noch zuweilen aus Wien an mich: doch nur selten, weil wir uns in der That eben nicht viel zu schreiben hatten. Denn an der

Allg. Teut. Bibl. hatte er von Wien aus weiter keinen Antheil. Nach und nach hörte unser Briefwechsel ganz auf. Ich habe mich nachher durch einen Freund in Wien nach ihm erkundigen lassen: aber er hatte seine Wohnung verändert, und in der ungeheuer großen Stadt war er, als ein ganz im Stillen lebender Partikulier, nicht zu erfragen u. s. w.

Fr. Nicolai.

14.

Karoline, Königin beyder Sicilien.

Von dieser, am 7ten September 1814 verstorbenen, mit nicht gemeinen Geistesgaben ausgesteuerten Fürstin wurden schon während ihres Lebens so viele gute und böse Gerüchte verbreitet, daß man kein bestimmtes Urtheil von ihr fällen konnte. Bis zum Jahr 1793 schienen die ersten die letzten zu überwiegen. Aber zu derselbigen Zeit trat der Italienische Graf*) Joseph von Gorani, der eine Zeit lang in Frankreich lebte, öffentlich auf mit seinen Mémoires secrets et critiques des Cours, des Gouvernemens et des

*) Vom Französischen Revolutionsschwindel angesteckt, nannte er sich nicht mehr Graf, sondern Französischer Bürger: als er aber davon geheilt ward, behagte ihm der Grafentitel wieder, und er erklärte sich selbst für einen reumüthigen Sünder in Ansehung seiner jakobinischen Schwärmerey, in den Lettres aux Français par l'auteur des Lettres aux Souverains.

Moeurs de principaux Etats de l'Italie (Paris 1793. 3 Voll. in 8.), mehr als einmahl ins Teutsche übersetzt 1794. Sie verursachten Anfangs allgemeines Aufsehn durch ganz Europa, und wurden gierig verschlungen. Aber bald nach diesem Verschlingen bekamen die meisten, die davon genossen hatten, Bauchgrimmen. Selbst viele, die nicht Kritiker waren, sahen durch Hülfe ihrer gesunden Urtheilskraft bald ein, daß diese Nachrichten das Beywort kritisch keineswegs verdienten, daß, neben vielen Wahrheiten, noch weit mehr Halbwahrheiten und Unwahrheiten darin enthalten sind. Mich selbst ergriff bald Verdacht, und da mir, als Historiker, viel daran gelegen war, von gut unterrichteten und glaubwürdigen Personen zu erfahren, in wie fern dem Werke Glauben beyzumessen wäre; so foderte ich solche im Reichsanzeiger auf, mich gefällig zu belehren. Dies bewog den am 25sten Junius 1796 leider zu früh verstorbenen Professor Joh. Philipp Siebenkees, der in Rom und Neapel sich funfzehn Monate aufgehalten und das Glück der Bekanntschaft mit Männern von Ansehen und Gewicht genossen hatte, mir einen interessanten Brief zu übersenden, dessen ich mich bey neueren Erwähnungen *) jener Königin lebhaft erinnerte, und den ich hier mittheile.

*) Vorzüglich in dem anziehenden Tagebuch durch einen Theil Teutschlands und durch Italien von Elisa von der Recke (Berl. 1815. 3 Bände in gr. 8) B. 3. S. 85. 87 u. ff. und 284 u. ff.; und in den lehrreichen Anmerkungen des Herausgebers, Hrn. Hofraths Böttiger. Vergl. auch dessen Vorrede zu diesem Band.

P. P.

Ihre Anfrage im 72sten Stück des Reichsanzeigers (1794) wegen der Glaubwürdigkeit der, von dem vorigen König in Spanien und der jetzt regierenden Königin von Neapel erzählten Anekdoten in Gorani's Mémoires secrets etc. veranlaßt mich, Sie mit gegenwärtigem Brief zu belästigen. Könnte ich dieselben für Fabeln erklären; so würde ich im Anzeiger Ihre Anfrage beantwortet haben: aber da verschiedene davon zuverläßig wahr sind, andere wenigstens dem Charakter der Königin völlig entsprechen; so will ich mich lieber geradezu an Sie wenden, weil ich es in dem gegenwärtigen Zeitraum nicht für rathsam halte, über diese Materie vor den Augen des Publikums zu schreiben.

Gorani scheint Neapel und die unselige Verfassung dieses Landes, und die Quellen des Elendes, was über dasselbe verbreitet ist, sehr genau zu kennen; und trifft sehr oft mit Bartels vortrefflichen Briefen über Calabrien und Sicilien zusammen: nur ist dieser gründlicher und für den eigentlichen Historiker unterrichtender: jener mehr ein Schriftsteller für die Toilette.

Was die Anekdoten von dem vorigen König in Spanien (Karl dem 3ten) betrifft; so kann ich darüber keine Auskunft geben. Mir waren sie neu. Mit seiner Jagdwuth scheinen sie aber sich zusammen zu reimen; vorzüglich, wenn man andere bekannte Anekdoten dieser Art damit vergleicht. Doch preiset noch heute der Neapolitaner die Regierung jenes Monarchen: aber freylich nur in Vergleichung mit der gegenwärtigen Regierung.

Viele aber von den Anekdoten, welche die Königin von Neapel angehen, sind nichts weniger, als aus der Luft gegriffen. Ganz wahr ist es, daß sie aus allzugroßer Anhänglichkeit an das Interesse ihrer Familie vergißt, was sie dem Lande schuldig ist, dessen Königin sie heißt. Der Neapolitaner fühlt es, und klagt bitter darüber. Man macht ihr auch eben den Vorwurf, der ihrer Schwester in Frankreich gemacht wurde, daß sie große Summen aus dem Lande nach Wien geschickt habe, um den Kaiser Joseph zu unterstützen. Ob aber ihre Anhänglichkeit an ihre Familie so weit gehe, daß sie dadurch zu einer grausamen Mutter gegen ihre Söhne geworden sey, wie Gorani (S. 247 der Teut. Uebers.*) sagt, wage ich nicht zu behaupten **). Daß sie aber eine sehr strenge Mutter

*) Aber welcher?

**) Desto mehr fällt es auf, daß der von mir schon einigemahl gerühmte Verfasser der Fragmente über Italien (B. 2. S. 1 u. ff.) noch im J. 1798, und zwar, wie er versichert, nach vorhergegangener strengen Prüfung, dem Gorani in diesem Stück Recht giebt. Er führt Fakta an, die er aus den Erzählungen mehrerer sehr unterrichteter, mit einander übereinstimmender Männer gesammelt zu haben behauptet, und welche Mark und Bein durchschneidendes Schaudern erregen. Sollten sie aber so wenig gegründet seyn, als das, was er von den Brüdern Joseph und Balthasar Haus erzählt; so würden sie nicht den geringsten Glauben verdienen. Man habe sie, um den Verstand des Kronprinzen zu verkrüppeln, aus dem Innern von Franken (aus Würzburg) als Muster der Möncherey verschrieben, beyde zum Gelächter von ganz Neapel im Jun. 1797 baronisirt und, wo ich nicht irre, setzt er

sey, weiß das ganze Land. — Daß Ritter Acton ihr Günstling sey, und daß der Staat davon keinen Vortheil habe, ist ebenfalls gewiß. Zu gewissen Zeiten regiert Acton, und mit ihm die Königin, den ganzen Staat nach Wohlgefallen. Ich sage, zu gewissen Zeiten. Denn manchmahl geschieht es doch, daß sein großer Einfluß auf die Geschäfte unterbrochen wird; wenn nämlich auf der Partey des Königs ein Mann steht, der Entschlossenheit und Ansehn genug besitzt, sich der Partey Acton's zu widersetzen. Dies geschah vorzüglich, so lange der rechtschaffene, im Ausland oftmahls so sehr verkannte Caraccioli *) lebte. Daraus aber entstand eine gedoppelte Regierung, diejenige des Königs, auf dessen Seite Caraccioli war, und diejenige der Königin, welche Acton dirigirt. Welche Verwirrung daraus entstehen mußte, ist be-

hinzu, den ersten neuerlich zum Marchese ernannt. Er giebt ihnen Unwissenheit und Bigotterie Schuld. Doch, ich mag die infamen Lügen und Verläumdungen nicht weiter nachschreiben, sondern verweise lieber auf die erwähnte Böttigerische Vorrede, wo die Lebensumstände und die Verdienste des mir persönlich bekannten würdigen Marchese ganz der Wahrheit gemäß geschildert sind. M.

*) Der Marquis von Caraccioli, gebohren im J. 1711, Minister und Staatssekretar, hatte dem Neapolitanischen Hause unter zweyen Königen 40 Jahre gedient, war Gesandter zu Turin, London und Versailles gewesen, und darauf mit der Würde eines Vicekönigs von Sicilien, wo er viele nützliche Einrichtungen traf, bekleidet worden. Er starb zu Neapel am 16ten Julius 1789. M.

greiflich, da jede Partey sich's zum Grundgesetz gemacht hatte, alles zu vernichten, was die Gegenpartey gethan hatte. Siegte Acton über Caraccioli; so wurden alle, von diesem gemachten Verordnungen umgestoßen, und die Beamten erhielten Verweise, daß sie dieselben befolget hatten; und war Caraccioli an der Spitze der Geschäfte; so verfuhr er auf ähnliche Weise mit den Verordnungen Acton's. „Wir sind die unglück„lichsten Menschen, sagten mir verschiedene Neapoli„tanische Beamte; wir wissen nie, wie wir uns zu „verhalten haben. Thun wir unsere Schuldigkeit; so „wird es uns zum Verbrechen angerechnet, daß wir „sie gethan haben." — Der König ist freylich manchmahl über Acton äußerst aufgebracht; aber dieser entgeht dem Zorn des Monarchen durch ein Geschenk von einigen trefflichen Hetzhunden, oder er macht ihn auf seine Verbesserungen der Flotte — die bey dem allen doch nicht elender seyn könnte — aufmerksam, und der Zorn des schwachen Königs ist besänftigt. Der Minister treibt nun sein Spiel, wie vorher.

Rachsucht ist ein Hauptzug in dem Charakter der Königin. Wie weit sie dieselbe treibe, mag aus folgender Geschichte erhellen, welche sich während meines Aufenthalts zu Venedig im J. 1787 ereignete, und die ich Ewr. etc. etc. mittheilen will, weil sie in Teutschland vielleicht noch nicht bekannt ist. Während der Uneinigkeiten zwischen dem Spanischen und Neapolitanischen Hof, welche durch die Königin unterhalten wurden, soll Karl der 3te in mehrern Briefen seinen Sohn dringend ermahnt haben, die Königin zu ihrer Pflicht zurück zu weisen: aber alle Briefe wurden unterschlagen, und Karl erhielt keine Antwort. Endlich schickte

er den Las Casas, von dem auch Gorani S. 209 spricht, nach Neapel, welcher dem König geheime mündliche Vorstellungen über das Betragen der Königin im Namen seines Vaters machen sollte. Der König wurde durch diese Vorstellungen aufs Aeußerste aufgebracht, und setzte sie zur Rede, nannte ihr aber auch zugleich den Mann, der ihr das unangenehme tête à tête zubereitet hatte. Nun schwur die Königin dem Las Casas Verderben. Nach seiner Zurückkunft nach Spanien wurde er von allen Seiten in Kabalen verstrickt, denen er endlich hätte unterliegen müssen. Er merkte, daß dieselben ein Werk der Neapolitanischen Königin wären, und, um ihnen auszuweichen, bat er den König, er möchte ihn seiner bisherigen Dienste entlassen, und auf eine entfernte Gesandschaft schicken. Eben damahls starb der Römische Gesandte zu Venedig, der berüchtigte Squillace, und seine Stelle erhielt Las Casas. Noch nicht lange war dieser in Venedig, als ein Neapolitanischer Officier in diese Stadt kam, und eine geraume Zeit daselbst privatisirte. Auf einmahl erschien Las Casas vor dem Tribunal der Staatsinquisition, und zeigte an, daß dieser Officier ein verkappter Meuchelmörder sey, den die Königin abgeschickt habe, um ihn bey einer schicklichen Gelegenheit zu ermorden. Ein Brief der Königin, der falsch war überschrieben worden, hatte die Sache entdeckt. Die Staatsinquisitoren versicherten den Gesandten: auch sie hätten schon Nachricht von diesem Vorhaben erhalten, und den Menschen aufs genaueste beobachten lassen; er habe, setzten sie hinzu, nicht das Geringste zu befürchten; die Republik würde ihm für allen Insult stehen. Gegen Abend desselben

Tages wurde dieser Mensch in einer großen Gesellschaft von dem Gerichtsdiener der Inquisition verhaftet und über die Gränze gebracht, mit dem Bedeuten, daß er bey Lebensstrafe nicht mehr das Venetianische Gebiet betreten sollte. Acton war über diesen Vorfall sehr empfindlich, verlangte Genugthuung und Auslieferung des Gerichtsdieners; und, als die Venetianer ihre Verwunderung darüber bezeugten, daß man ihnen wehren wollte, einen Verbrecher aus ihrem Lande zu schicken, mußte der Neapolitanische Gesandte abreisen, und Acton drohte, alle Venetianische Schiffe anhalten zu lassen, bis der Senat die verlangte Genugthuung leisten würde. Nun erklärten die Venetianer: sie wären von der Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens gegen den sogenannten Officier so überzeugt, daß sie die Ursachen in einer öffentlichen Druckschrift ganz Europa zur Beurtheilung vorlegen wollten: ob aber der Neapolitanische Hof Ehre von dieser Bekanntmachung haben würde, stehe zu erwarten. Auf diese Erklärung antwortete Acton nicht mehr. Der Neapolitanische Gesandte kam wieder nach Venedig; und der Sache wurde nicht weiter gedacht. Diese Anekdote hab' ich von einem damahligen Staatsinquisitor, der mich mit seinem Umgang beehrte, selbst gehört. — Wie mich dünkt, so beweiset sie viel für die Glaubwürdigkeit der Goranischen Charakterschilderungen.

Gegen den Marschall **Pignatelli**, der im J. 1783 als Generalvikar nach Calabrien gesendet wurde, um die Folgen des damahligen Unglücksvollen Erdbebens zu vermindern und den übrig gebliebenen Einwohnern Trost angedeihen zu lassen, scheint Gorani

ungerecht zu seyn. Mir ist wenigstens glaubwürdiger, was Bartels in seinem vorhin erwähnten Werk (Th. 1. S. 316 u. f. nach der 1sten Ausg. 311 nach der 2ten) von den Anstalten desselben meldet: richtiger aber, daß er Calabrien zu bald verließ, und nicht so beharrlich für die Calabresen sorgte, als er hätte thun sollen. Gewiß ist es ebenfalls, daß einige Zeit nach dem Erdbeben diese unglücklichen Leute gar keine Unterstützung mehr erhielten, ja daß ihre Abgaben vielmehr verdoppelt wurden. Was Bartels (Th. 1. S. 268, 352, 375 u. 385 nach der 2ten Ausg.) hiervon berichtet, wurde mir zu wiederhohlten mahlen erzählt.

Die schmutzige Anekdote von dem Betragen des Königs gegen den päpstlichen Legaten Galeppi — nicht Caleppi, wie Gorani (S. 91) schreibt — ist dem König zuzutrauen, und Galeppi hätte eine solche Behandlung verdient. Dieser Mann, der gerade in dem kritischsten Zeitpunkt der letztern Streitigkeiten zwischen dem Römischen Hof und dem König von Neapel *) sich als päpstlicher Legat zu Neapel aufhielt, war zu nichts weniger, als zu einem solchen Geschäft geschickt. Stolz, unwissend, ohne alle feine Sitten, voll von Isidorischen Grundsätzen, erschien er, die Sache des Papstes zu vertheidigen, zu Neapel. Wie konnte er einen vortheilhaften Erfolg erwarten, da er einen Danieli, Mattei, Castari, Männer von entschiedenen Talenten und Kenntnissen

*) Im J. 1788, da sich der König der Oberlehnsherrlichkeit des Römischen Stuhls entziehen wollte, die doch seine Vorgänger seit länger als 650 Jahren, und er selbst, anerkannt hatte.

zu Gegnern hatte? So viel ist gewiß, Galeppi mußte zu Neapel viele Mißhandlungen ertragen. — In der Folge sollte der Kardinal Buoncompagni die Streitigkeit endigen, da die Curia Romana sahe, wie wenig Geschick Galeppi für diese Geschäfte habe: aber dieser war nicht glücklicher. Buoncompagni war ein trefflicher Mediateur, wenn er freye Hand hatte: der elendeste Geschäftsmann aber, so bald er nach einer Instruktion handeln mußte. Und dies war damahls der Fall. B. mußte sich auf das genaueste nach den Vorschriften des Papstes richten, und spielte eben deswegen eine elende Rolle.

Altdorf, am 13 April 1794. Siebenkees.

15.

d'Alembert.

Die Buchhändler haben den hinterlassenen Werken Königs Friedrich des Zweyten seinen Briefwechsel mit den Gelehrten, Voltaire, d'Argens, Jordan, d'Alembert, Rollin, Marquise de Chatelet u. s. w. beygefügt. Nach meiner geringen Einsicht haben die Briefe dieser Herren fast alle das Gepräge, als ob sie an einen Fermier géneral in Paris geschrieben wären, den einzigen Jordan ausgenommen, der immer in dem Tone bleibt, wie ein Mann, den ein solcher König seiner Freundschaft würdigt, an ihn schreiben soll und darf. Witziges Lob, Schmeicheleyen, bestän-

ständig Recht geben, gewöhnliche Alltags-Komplimente u. s. w. können wohl einen Generalpachter in gute Laune versetzen: aber sie sind nach meiner Meinung übel angebracht bey einem Könige, der ein großer Geist ist und mehr Kopf hat, als nöthig ist, Worte und Handlungen zu unterscheiden. Nimmt der Korrespondent Persifflage und Ironie, mit denen er für seinen Bombast bezahlt wird, für baares Geld an, wie die Marquise de Chatelet, und brüstet er sich noch gar damit bey andern Leuten; so möchte ich ihm mein Mitleid nicht versagen, wenn er sonst ein ehrlicher Mann ist. Aengstliche, in allen Briefen wiederhohlte Besorgnisse um und für die Gesundheit des Königs konnten ihm wohl das Herz nicht mehr rühren, als jedes Alltags-Kompliment oder als die Kirchengebete, die alle Sonntage für den Allerdurchlauchtigsten Landesvater von den Kanzeln herab schallen. Solche Grimassen und eigene Privatangelegenheiten sollte ein Gelehrter, wenn er zumahl Philosoph seyn will, nie in seine Briefe an einen König dieser Art einfließen lassen: wenn er aber keinen andern Stoff weiß; so soll er lieber gar nichts anders schreiben, als das, worum er gefragt wird. d'Alembert *) ist unter allen der abgeschmackteste Schwätzer, der durch diese Briefe bey mir allen Kredit verlohren hat; welches zwar seinem Ruhme wenig schadet und überhaupt kein so großes Unglück ist, daß es seinem Rufe in den Feldern, wo er jetzt herum spatzirt, einigen Nachtheil erwecken könnte. Würde man mir auftragen, den Inhalt der Briefe d'Alembert's an den

*) Starb am 28sten October 1783.

König nach Materien abzutheilen und in ein Verhältniß zu setzen; so würde es ungefähr so ausfallen:

1. Sorgen für die Gesundheit des Königs 2. Rapporte von d'Alembert's Gesundheit, von seinen Steinschmerzen und Rheumatismen 3. Lob des Königs, seiner Federprodukte u. dgl. 4. Beantwortungen der metaphysischen Fragen des Königs, wobey er allemahl der Meinung Sr. Majestät beyfiel.	Verhältniß wie 50 zu 100.
5. Wiederhohlungen der Worte des Königs cum laude 6. Gratulationen und gewöhnliche Komplimente 7. Witzige Einfälle und Anekdoten 8. Entschuldigungen	$\frac{1}{8}$ vom Ganzen.
9. Anempfehlungen und Betteleyen 10. Abweichung von des Königs Meinung, wo aber allzeit wieder umgelenkt und versichert wird, d'A. sey gleich Anfangs auch der Meinung gewesen.	$\frac{1}{8}$ vom Ganzen.
11. Politische Neuigkeiten, Raisonnement darüber, Erinnerungen an des Königs Feldzüge u. s. w. 12. Gelehrte Neuigkeiten, meistens von der Akademie und Sorbonne, die den König wenig interessiren konnten; Unterhandlungen über neue Mitglieder der Berlin. Akademie.	Die Hälfte vom Ganzen.

Das ist der Inhalt der Briefe eines der ersten Philosophen des vorigen Jahrhunderts, eines Ency-

klopädisten, des Mannes, der die Vorrede zu der großen Encyklopädie geschrieben hat. — Aber, nun gilt es um die Frage: Wie der König solche lose Speise genießen, in den Ton seines Korrespondenten mit einstimmen, seinen Witz gegen Kratzfüsse vertauschen und sich herablassen konnte, so einen Briefwechsel, der ihm weder angenehm noch lehrreich seyn konnte, viele Jahre mit scheinbarem Wohlgefallen zu unterhalten? — Ich werde darauf antworten, wenn ich noch ein Paar Beyspiele von der trivialen und unbesonnenen Benehmungsweise dieses Encyklopädisten werde erzählt haben.

Das Beste von d'Al. war, daß er von niemand Uebels sprach: aber mit den Begriffen von Lebensart und mit der Welt- und Menschenkenntniß dieses Philosophen mag es eben nicht immer so ganz richtig gewesen seyn. Kann man z. B. wohl glauben, daß ein Weltweiser einem andern Weltweisen auf dem Throne so abgeschmacktes Zeug zur Unterhaltung auftischen kann, wie folgende Anekdote, die im 93sten Briefe lautet, wie folget?

„Je ne sais si V. M. osera faire part aux Russes ses Alliés d'un petit malheur qui vient d'arriver aux eaux de Spa à quelqu'un de leurs compatriotes. Il avoit, dit on, passé quelques mois à Paris, où il avoit appris à s'habiller avec élegance. Il a donc fait faire un habit du verd le plus élegant du monde; un cheval, qui l'a vu habillé de la sorte, a pris le tout pour une botte de foin, et l'a mordu si vivement à l'épaule que le pauvre habillé de verd en est serieusement malade etc."

Der Zeitungsschreiber vom Courier du Bas-Rhin hatte den Todesfall eines Pariser Advokaten, l'Oiseau de Mauléon, angezeigt, und sich nicht der Respektvollen Ausdrücke dabey bedient, die die ehrgeitzige Familie des Verstorbenen erwartete; folglich wendete sie sich an d'Alembert, der dem König ohne weitere Umstände den Auftrag gab, wie folget: Cette famille, Sire, implore les bontés de V. M. non pour faire punir ce malheureux auquel elle pardonne, mais pour lui faire envoyer la retractation ci jointe, avec l'ordre de l'inserer au plutôt dans sa gazette sans y changer un seul mot, et avec défenses de parler desormais ni en bien ni en mal de cette famille et de ce qui lui appartient."

Wird man wohl glauben können, daß ein Pariser Encyklopädist so schwach am Verstande seyn konnte, einem Könige, der die Friedensartikel von Kaisern und Königen nach Belieben annahm und verwarf, mit solcher Bestimmtheit die unbedeutenden Angelegenheiten einer unbedeutenden Familie vorzutragen? Er wurde aber auch in dem darauf folgenden 85sten Briefe, mit samt der ganzen erhabenen Familie der Oiseaux de Mauléon, nach Verdienst gestriegelt. Die Stelle, wo ihn der König in diesem Briefe züchtigt, ist nach meinem Geschmack eine der witzigsten und launigsten dieses Herrn *). — Ein andermahl schickte d'A. dem Könige das Schulexercitium eines Knaben, und bittet um ein Viaticum für ihn. — Sind denn

*) Für die Besitzer der ersten Ausgabe vom J. 1788 zeige ich an, daß sie jene höchst launige Stelle finden werden im 11ten Band S. 139 u. ff. M.

nur in Frankreich frühzeitige Genies? Wird wohl ein vernünftiger Mensch die Vergünstigung eines Königs, an ihn zu schreiben, mit solchen elenden Kleinigkeiten mißbrauchen?

Endlich wiederfuhr auch dem Könige bey diesem Briefwechsel das Unangenehme, daß d'Al. mit seinen Briefen prahlte und sie guten Freunden mittheilte, die sie in öffentlichen Blättern drucken ließen. Dafür gab ihm nun zwar der König eine Lection comme il faut im 164sten Briefe, und der Briefwechsel wäre nun am Ende gewesen, wenn nicht, zum Glück für d'Alembert, der Tod Voltaire's dazwischen gekommen wäre, wovon der König gern alle Umstände wissen wollte. — Aber auch auf jenen 164sten Brief des Königs, wie verantwortet sich der armselige Philosoph? mit langweiligen, nichts sagenden Entschuldigungen, anstatt daß er geradezu also hätte antworten sollen:

„Sire,

„Ich gestehe, daß ich weder Pythagoras, Plato oder Aristoteles, noch würdig bin, diesen Leuten die Schuhriemen aufzulösen. Ich bin nur ein armer Teufel, der dem Kitzel, mich mit Ewr. Maj. Briefen groß zu machen, nicht widerstehen kann. Ich gestehe meine Schuld, bitte um Gnade und erkenne mich ganz unwürdig, andere Briefe von E. M. zu erhalten, als nur solche, die ich ohne Sünde jedermann zeigen darf."

Dies wäre ungefähr das gewesen, was so ein Titular-Philosoph antworten konnte. — Daß der König in der Folge doch den Briefwechsel mit d'Al. fort-

setzte, hab' ich schon gesagt. Nun will ich meine Muthmaßung über diese Geduld und Nachsicht eines weltweisen Königs äussern. Er war nicht allein König; er war auch Autor und Poet. Diese Art Menschen haben Bedürfnisse, von denen sich der übrige Theil der Erdenbewohner nichts träumen läßt; Bedürfnisse, die der große Mann oft noch weniger Gelegenheit hat zu stillen, als der kleine. Das erste dieser Bedürfnisse ist: Gelesen zu werden. — Ist der Autor oder Poet nicht von der Klasse gemeiner Schriftlinge; so hat er, ausser der Begierde, gelesen und mit Beyfall belohnt zu werden, noch den edeln Wunsch, billiger Kenner Urtheile zu hören und über Fehler belehrt zu werden, die ihm entwischen konnten oder die zu klein waren, um von ihm bemerkt zu werden, als z. B. die, eines falschen Reims oder eines Verstoßes gegen die Mythologie. — Das war die schwarze Wäsche, die sich Voltaire rühmte für den König auswaschen zu müssen.

In dem siebenjährigen Kriege brauchte Friedrich sehr oft Zerstreuung, und er fand sie nirgends als im Versemachen *). Da war d'Argens der Mann, an den er seine Geistesprodukte sendete, und der ihn mit seinem Beyfall stärken mußte, oder auch ihm bisweilen einen Germanismus oder andere Fehler rügte. Nach dem Kriege war ihm d'Argens nicht mehr genug, und in der Folge entfernte sich auch dieser. Seitdem hielt sich der König ganz allein an Voltaire und d'Alembert, denen er seine Arbeiten, besonders aber Poesien von der Feder weg schickte, und entweder ihr

*) Nicht auch in der Musik? M.

Lob oder ihre Schmeicheleyen erhielt, aber auch bisweilen eine gemäßigte Kritik, die der Autor verstand und benützte.

v. Br.

16.

Franz Christian Heinrich Fischer,

ein Wasserbrenner zu Nordhausen, der Oleum Vitrioli brannte ꝛc. und damit viel Geld gewonnen hatte, wovon er einen Theil anwendete, seine Begierden zu befriedigen, und den andern, ein ansehnliches Kapital zu erwerben. Beydes ist ihm gelungen. Sein Aeußerliches war bäurisch, so wie seine Sprache und seine Sitten. Er hatte rothe Haare, wusch sich sehr selten und würde nirgends zugelassen worden seyn, hätte ihm nicht sein Geld die Fähigkeit erworben, überall zu erscheinen. Sein Weib hatte er zum Trunk verführt, und sie, mit ihrer vollkommenen Zufriedenheit, von aller Theilnahme an häuslichen Geschäften entfernt. Seiner einzigen Tochter hielt er eine sogenannte Gouvernante. Er selbst that, was ihm gelüstete, und seine Lüste waren Laster.

Als ich im J. 1761 zu ihm ins Quartier kam*), gab er mir ein sauberes Zimmer par terre, das nur Einen Eingang hatte. Er wußte schon, daß ich täglich beym General speiste, und bedauerte, daß wir nicht mit einander krapuliren könnten. Er gab mir

*) Man vergleiche oben S. 7.

aber einen Schlüssel zu seinem Keller, und führte mich dahinein, um mir die besondern Weinsorten zu zeigen, die eine sehr vollständige Sammlung ausmachten. Daneben standen auch in diesem Keller ganze Fässer mit gesalzenen und marginirten Meerfischen, deren ich mich, so wie des Weins, nach Belieben bedienen konnte.

Ueberdies erbot er sich, wenn ich etwa des Abends gute Freunde einladen wollte, immer ein Mahl bereit zu halten, das mir keine Schande bringen würde; und er hielt Wort. So bald ich den Buben qua talem kannte, machte ich wenig Umstände mit ihm, und warf ihm oft seine Schandthaten vor, die er auch keinesweges von sich ablehnte, sondern als noble Handlungen defendirte.

Daß dieser Herr Franz Christian Heinrich Fischer in spätern Zeiten das Unglück hatte, eine Flasche Vitriolöl auf der Kellertreppe zu zerbrechen, und nur durch den nahen Trog eines Röhrbrunnens, den er noch erreichte, dem Tode entgieng, wie er sich damahls bekehrte und den lieben Gott damit versöhnte, daß er dem Pfarrer, der ihn besuchte, jedesmahl einen Laubthaler schenkte, das hab' ich schon anderwärts erzählt *). Jetzt aber wird er in einer Figur erscheinen, nicht etwa sauberer, wie gewöhnlich; denn auch bey solchen feinern Geschichten, blieb der an sich häßliche Tölpel in seiner Unzierde und in seinem Schmutze immer der nämliche.

Ein Kamerade von mir, Rittmeister Baron A***

*) Ich kann nicht errathen, wo? Vielleicht in seiner Reisebeschreibung. Vergl. oben S. 37. M.

heurathete ein Fräulein aus einem der ältesten und besten Häuser Teutschlands, welches aus Grafen und Freyherren besteht, und brachte es zum Regimente nach Nordhausen. In diese junge Frau verliebte ich mich sterblich, unterstand mich aber nicht, das Geringste davon merken zu lassen; denn erstlich war sie kaum noch einen Monat mit ihrem Manne verheurathet, und nach allem äußerlichen Schein liebten sich die beyden jungen Leute von ganzem Herzen. Zweytens war die Dame sehr gut erzogen und vermied alles, was irgend einen dritten verleiten konnte, etwas von ihr zu hoffen. Drittens hatte sie eine feine Denkungsart und einen Anstand, der die Mannsleute in Respekt setzte und erhielt; sie hatte viel gelesen und einen richtigen Geschmack. Nimmt man dazu, daß es eine der ersten Schönheiten war, nur etwa siebenzehn Jahre alt, daß sie Musik und Sprachen verstand, und sich sehr anständig zu putzen wußte; so wird man mir zugeben, daß ihr nichts von allem dem abgieng, was man sonst bey andern nur einzeln findet. Ich hätte es nimmermehr gewagt, nur im mindesten etwas blicken zu lassen, was den Zustand meines Herzens verrathen konnte. Doch vernachläßigte ich die Bekanntschaft nicht, und war fast täglich bey diesem Paare, machte Freundschaft mit dem Manne, wie es der feinste Wohlstand erfoderte. Ich erzählte ihnen einmahl, daß mir mein Wirth die Offerte gemacht habe, mir und guten Freunden ein Nachtessen zu geben, und setzte einen Tag fest, wo wir den Herrn Fischer gemeinschaftlich beschmaussen wollten. Dieser wurde von mir avertirt; und er gab uns nicht nur ein prächtiges Nachtessen, sondern auch zugleich eine Musik von Dilettanten nicht schlecht; und

wir lebten da recht lustig bis zwey Uhr in der Nacht; es war an einem Donnerstag. Am Sonntag darauf war ich beym General, und es war die Rede von einer Landkarte, die ich besaß, und die der General sehen wollte. Ich eilte nach meinem Quartiere, um sie zu hohlen; es war schon fast finster. — Als ich nun meine Zimmerthür aufschließen wollte, fand ich, daß sie inwendig verriegelt war. Es war kein anderer Ausgang aus dem Zimmer; ich vermuthete Diebe, und fieng an zu lermen und meine Leute zu rufen. Da näherte sich von innen die Stimme meines saubern Herrn Hauswirths und bat mich, stille zu seyn. Das Geheimniß entwickelte sich nun sogleich in meinen Gedanken, und ich merkte, daß der Schandbube sich seines Hausschlüssels bedient und irgend ein Hürlein in mein Zimmer geführt habe. Ich öffnete also zwar die Thür, jedoch mit der Vorsicht, daß ich den Herrn Franz Christian Heinrich heraus ließ, aber das weibliche Geschöpfe sanft zurück ins Zimmer schob, mit meinem Schlüssel die Thür inwendig verschloß, den Schlüssel zu mir steckte, mich meines Feuerzeugs bediente und Licht machte. Da hatte denn die Schöne ihr Angesicht in alle Tücher gewickelt, die sie bey sich hatte, und weinte bitterlich. Nach vielen Vorstellungen und Drohungen, das ganze Haus zusammen zu rufen und sie zu prostituiren, ließ sie den Schleyer fallen — und — o teutsche Musen! und eben auch Ihr lüderliches Gesindel aus dem Olymp! helft mir mein Schrecken beschreiben! — es war — kaum kann ich's der Feder anvertrauen — es war das schöne, liebe, mit so viel Vorzügen begabte Weiblein, dem ich eine ganze Seite meiner Erzählung gewidmet habe,

die ganz neu gebackene Ehefrau des Barons A***, vor deren Tugend ich zitterte und sie selbst mit so viel Ehrfurcht behandelte, ich? damahls ein Knabe von 22 Jahren.

Diese Erzählung geht weiter; und wenn der Menschenkenner oder vielmehr Forscher nach Menschenkenntniß nichts findet — so ist es meine Schuld nicht. Die Dame konnte kein Wort vorbringen, weinte bis zum Schluchzen, und ließ sich von mir, der ich auch kein Wort reden konnte, nach Hause führen. Das alles geschah am Sonntag, den dritten Tag nach dem Abendessen, bey dem Fischer die Frau und sie ihn zum erstenmahl gesehen hatte. Als ich in der Nacht nach Hause kam, war mein erstes, den Faun Franz zu verhören, und ihn vor allen Dingen zu ermahnen, daß er mir nur sagen möchte, wie er in so kurzer Zeit sich an eine solche Person wagen und sie gewinnen konnte? Harre! das will ich ihm gleich soge*). Nun so sagt die Wahrheit; denn es ist mir unbegreiflich, wie ein solches Ungeheuer und dabey ein solcher Schweinigel, wie ihr, ein so wohl erzogenes Frauenzimmer in so kurzer Zeit zu der größten Schandthat, die zu erdenken ist, bewegen konnte? — J nun, da die Leute den Abend bey mir speißten, merkte ich, daß ihre Finanzen nicht im besten Zustande seyn möchten; ich nahm ein Röllchen von 25 Dukaten, und drückte es beym Abschiednehmen der Frau in die Hand; sie nahm es an, und das war mir genug. Am Sonnabend, da ihr Mann auf der Wacht war, gieng ich zu ihr ins Haus. Sie bat mich, ihr hundert Dukaten vorzuschiessen.

*) Herr, das will ich ihm gleich sagen.

Ich versprach sie, wenn sie den Sonntag auf dem Platze, den ich ihr beniemte, erscheinen würde. Sie kam, hat das Geld empfangen, und Sie erschienen ebenfalls — aber zu zeitlich; denn mein Geld ist zum Teufel, ohne daß ich etwas dafür genossen hätte.

Nunc audiatur et altera pars! und es ist keine Alltags-Defension. Erst am Dienstag erhielt ich ein französisches Billet von der Dame, worin sie mich bat — sie zu verdammen, aber nicht ganz: sondern auch sie anzuhören und zu ihr zu kommen, weil ihr Mann auf der Wacht sey. Da hörte ich denn Folgendes: „Werden Sie mir wohl glauben, daß der schändliche Exceß, den Sie von mir wissen, aus großer Liebe zu meinem Manne herrühret! Ich bin eine Tochter aus der R*** Familie, in der ein Vertrag errichtet ist, Kraft dessen kein Fräulein mehr als 4000 Gulden Heurathsgut empfängt; und das hat auch mein Mann richtig erhalten, und sogleich an Pferde, Equipage und Hausgeräthe verwendet. Nun hatte er sich eingebildet, eine so große und reiche Familie werde ihre Kinder unterstützen, und lag mir diesemnach an, Geld von meinen Verwandten zu fodern. Ob ich nun gleich wußte, daß dies nichts helfen konnte, hab' ich doch seinen Willen gethan, und es sind von allen Seiten abschlägige Antworten gekommen. Nun spürte ich an meinem Manne eine Kälte, die mir unerträglich wurde; denn ich liebe ihn von Herzen. Fischer drückte mir beym Abschiede nach der Abendmahlzeit 25 Dukaten in einer Rolle in die Hand; ich nahm sie, ohne zu wissen oder daran zu denken, was ich that. Am Freytag, als mein Mann zum Mittagessen kam, legte ich ihm die 25 Dukaten unter sein Couvert, und gab vor, sie von einem

Verwandten mit der Post bekommen zu haben. Da war denn augenblicklich das alte gute Vernehmen wieder hergestellt; er wurde so zärtlich, wie vorher, und machte mich damit so glücklich, daß ich, um dieses Hülfsmittel ferner zu gebrauchen, vom Fischer hundert Dukaten borgte, die er mir in Ihrem Zimmer zahlte. Ihre Erscheinung brachte mich aus aller Fassung und setzte mich in den Kummer, den ich noch beweine; denn der Schein ist gegen mich." Also stimmte die Aussage der beyden Inquisiten darin überein, daß der Herr Gemahl Baron von A*** für diesmahl noch Hörnerlos zu erklären sey; und ich enthalte mich alles Urtheilens. Nam de occultis Ecclesia non iudicat.

Wie verschieden die Weiber über den Punkt der Hahnreyschaft denken, ist aus diesem Beyspiele zu ersehen. Aufs gelindeste genommen, dachte etwa die Frau, einen zärtlichen, liebevollen Mann zu haben, sey doch mehr werth, als ein Paar Hörner, woran das Herz keinen Antheil hatte und der Mann nichts wußte.

Ich war sehr vertraut mit einer Gräfin, die noch lebt, ein großes Haus macht als Wittwe, und noch in ihrem 65sten Jahre Spuren der Schönheit zeigt. Zwey Jahre hatte ich dieses Haus, da der Mann noch lebte, fast täglich frequentirt, und bey der Frau vom Hause zwar viel Muthwillen und eine große Theilnahme an allen Liebesgeschichten verspürt, aber viel Eingezogenheit in dem Punkte, der ihren Liebhabern, deren sie eine Menge hatte, Zweck war. Auf einmahl fieng die Dame an, ihrem tugendhaften Lebenswandel zu entsagen und ihre Liebhaber glücklich zu machen. Ich fragte sie darüber, und ihre Antwort war folgen-

de: „Ich bin von einem guten Hause, aber arm; mein Mann hat mich glücklich gemacht, und ich bin dankbar und ihm von Herzen ergeben; ich will ihm also nicht den Tort thun, fremde Kinder in seine Familie zu bringen; ich halte mich also eingezogen, bis ich von ihm schwanger bin: ist dies aber richtig; so bringt ihm das Uebrige keinen Nachtheil."

v. Br.

II.

Bemerkungen über die Teutsche Sprache und über andere Gegenstände.

1.

In der neuern Zeit, vorzüglich seitdem der ehehin allgewaltige, nun zu Boden gestürzte Zwingherr, Buonaparte, mit seinen Helfershelfern, wie vor achtzehn Jahrhunderten der Römer Varus, mit seinen Advokaten und Liktoren, den Teutschen eine, ihrer Ursprache ganz fremde Sprache aufdringen wollte, beeiferten sich viele unserer Landsleute, mehr als jemahls und ruhmwürdigst, um die Wette, unsere Teutschheit, auch in dieser Hinsicht, uns zu bewahren. Ich meines geringen Orts arbeitete schon lange vorher darauf hin, zwar nicht in eigenen Schriften, wie neuerlich der würdige Kolbe *) und andere, aber doch so oft sich mir hierzu Gelegenheit darbot, in Zeitschriften, auch

*) Ueber die Wortmengerey; ein nöthiger Anhang zu seinem Werke über Wortreichthum der Teutschen und Französischen Sprache. Leipzig 1809. gr. 8. 2te vermehrte Ausgabe. ebend. 1812. 8. Abgerissene Bemerkungen über Sprachen; ein Nachtrag zu der Schrift: Ueber Wortmengerey, ebend. 1813. gr. 8. Noch ein Wort über Sprachreinheit, gegen Hrn. Reinhard. Berlin 1815. 8.

in Vorreden, theils mit theils ohne meinen Namen. Das letztemahl geschah es im Korrespondenten von und für Teutschland, im J. 1814. Nr. 330. Gelegenheit dazu gab ein Ungenannter, der eben daselbst Nr. 319 und 320 Worte zu seiner Zeit sprach, indem er einen Vorschlag that, der Teutschen Sprache ihre Selbstständigkeit wieder zu geben. Da meines Wissens dieser kleine Aufsatz weiter nicht bekannt wurde, und er dies doch sehr verdient; so hoff' ich, auch andern Lesern, die jene politische Zeitung nicht lesen, besonders im östlichen und nördlichen Teutschland, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich ihn, da er ohnehin unter einem Gemisch fremdartiger Nachrichten versteckt liegt, hier wiederhohle. Hoffentlich wird der mir unbekannte Verfasser nicht unwillig darüber werden.

„Zu einer Zeit, wo alles, was aus Frankreich kam, für besser, schöner und feiner gehalten wurde*), als das, was vaterländisch war, hatte auch die Teutsche Sprache das Unglück, von der Französischen ver-

*) Ließen ja sogar Mainzische Frauenzimmer im sechsten Zehend des vorigen Jahrhunderts ihre Schuhe von Paris kommen. Sie wurden aber tüchtig beschämt, indem der Kaufmann, der sie verschrieb, einem wackern Schuhmacher in Mainz, solch' ein Paar Schuhe zeigte, mit der Frage: ob er sich getraue, solche Schuhe zu machen? Ey, warum nicht? war die Antwort. Und so geschah es, daß jene Teutschen Affen lange Zeit Mainzische Schuhe trugen, in dem beseligenden Wahn, es seyen Pariser, bis ihnen endlich durch Zufall diese Seligkeit geraubt wurde.

M.

verdrängt zu werden. An Höfen und bey dem Adel wurde es Sitte, nur Französisch zu sprechen — später erhielt diese Sprache die Ehre, zur diplomatischen erhoben zu werden — endlich galt man nicht mehr für gebildet, wenn man nicht fertig Französisch sprach — man suchte, selbst die Teutsche Sprache durch Einmischung Französischer Ausdrücke zu verfeinern — viele gaben sich überhaupt alle Mühe, so Französisch, als möglich, zu werden, oder doch zu scheinen, und Mancher hätte gern auch sein Teutsches Blut gegen Französisches vertauscht. Welcher von beyden Sprachen der Vorzug gebühre, ist leicht zu beurtheilen. Die Französische ist keine Ur-Sprache — sie ist größten Theils aus der viel älteren Lateinischen entlehnt*); wovon die mehr oder weniger auffallende Aehnlichkeit der meisten Französischen Worte (Wörter) von der nämlichen Bedeutung, der bündigste Beweis ist; und schon deswegen hat die Französische Sprache wenig eigenen Werth. Die Teutsche Sprache hingegen ist eine Ur-Sprache — sie ist die Sprache eines großen Volkes, das wegen seiner Gediegenheit und Rechtlichkeit von allen Völkern geachtet wird — sie steht an Würde, Kraft und Wortreichthum keiner andern nach, hat vielmehr hierin den übrigen einen entschiedenen Vorsprung abgewonnen. Dank den in Wien versammelten Monarchen**) für die Achtung, die sie den Teutschen bezeugen, indem sie sich bey Gelegenheiten, wo sonst Französisch

*) Oder vielmehr: Sie entstand nach und nach aus ihr, oder ist eine Tochter derselben. M.

**) Es ward dies geschrieben im November 1814. M.

gesprochen wurde, der Teutschen Sprache bedienen, und dadurch jene Teutsche beschämen, die keinen Werth auf die Sprache ihres Vaterlandes — zum Theil keinen auf ihre Teutschheit überhaupt — gelegt hatten. Da es jedoch immerhin löblich ist, etwas zu lernen, und man bisweilen, um nicht Jedermann verständlich zu seyn, sich gern einer fremden Sprache bedient; so lerne und spreche Französisch, wer da will — nur entweihe Niemand die Selbstständigkeit der Teutschen Sprache durch Einmischung Französischer Ausdrücke. Der Zeitpunkt, wo die Teuschheit im Allgemeinen aus ihrem Schlummer erweckt worden ist, führe auch zum Nachdenken über den Zustand der Teutschen Sprache, und über ihre Reinigung von den derselben in dem lächerlichen Wahne einer Verfeinerung einverleibten, oder doch neben ihr üblich gewordenen, Ausdrücken Französischer Sprache und Französischen Ursprungs. Bücher, Schriften und Briefe wimmeln noch von dergleichen Ausdrücken — bey Geschäften und im Umgange werden sie häufig gebraucht — und selten trifft man eine Gesellschaft an, in der es nicht französert. Es wird z. B. auf den meisten Billards und bey andern Spielen noch Französisch gezählt *). Dergleichen Spiele sind zwar Französischer Herkunft (und gern wollen wir den Franzosen die Zeit gönnen, Spiele zu erfinden): keine Erfindung hat aber Anspruch darauf, daß man sich bey deren Gebrauch auch an

*) Unlängst schlug Jemand im Allgemeinen Anzeiger — mir deucht im Januar 1816 — Teutsche statt Französischer Spielwörter vor. M.

die Sprache des Erfinders binde. Wer etwa der Meinung ist, es gebe Französische Ausdrücke, die sich entweder gar nicht, oder doch nicht mit dem ganzen Umfange der Bedeutung, Teutsch geben ließen — der irret. Man kann jedes bisher noch nicht Teutsch gegebene Wort, wenn man nur denken will, Teutsch ausdrücken *); und solche Französische Worte, die mehr zu bedeuten scheinen, als sich mit einem Teutschen Worte sagen läßt, haben gewöhnlich verschiedene Bedeutungen, die sich nach Verschiedenheit der Umstände auch durch verschiedene Teutsche Worte ausdrücken lassen — und dies ist ein Beweis von der Armuth der Französischen und dem Reichthum der Teutschen Sprache. Man kehre einmahl zurück von dem Irrthume, daß eine mit fremden Flitter aufgezierte Sprache, schöner klinge, als eine reine, selbstständige! und man suche durch zweckmäßiges Zusammenwirken alles Französischklingende aus der Teutschen Sprache zu verbannen! — Zu diesem Zwecke gebe man den Kindern, statt Französischer Gouvernanten **), Teutsche Erzieher, die sie mit vaterländischer Sitte und Sprache bekannt machen — man mache die Jugend aller Stände auf die im gemeinen Leben üblichen Französischen Wörter, und auf die Lächerlichkeit der Vermischung verschiedener Sprachen aufmerksam, und warne sie vor dem Gebrauche Fran-

*) Mit Erlaubniß, doch nicht immer! Davon vielleicht hernach mehr. M.

**) Hier war doch wohl der Verfasser nicht auf seiner Hut! Erzieherinnen, Lehrerinnen oder so etwas wollte er vielleicht schreiben. M.

zösischer Worte mit Erklärung ihrer Teutschen Bedeutungen — man stelle nur gebohrne Teutsche als Lehrer der Französischen Sprache an, und mache ihnen zum Gesetze, ihren Lehrlingen die Einmischung Französischer Worte in die Teutsche Sprache zu untersagen — man setze in gebildeten Gesellschaften eine Strafe oder andere Beschämung darauf, wenn Jemand im Teutschsprechen sich Französischer Worte bedient *) — der beyden Sprachen und des Denkens mächtige Männer sollten sich darüber vereinigen, wie solche Französische Ausdrücke, die entweder bisher noch nicht Teutsch gegeben sind, oder verschiedene Bedeutungen haben, richtig und gut verteutscht werden können, und sollten diese Uebersetzungen in neuen Sprachlehren, Wörterbüchern und öffentlichen Blättern geltend machen! Von diesen und ähnlichen Vorkehrungen, die jeder denkende und Teutschgesinnte Mann aus seinen besonderen Verhältnissen abzuleiten wissen wird, und die wahrlich auch der Berathung und Thätigkeit der Teutschen Regierungsbehörden nicht unwürdig sind, läßt sich, wenn sie zugleich auf die bisher in Uebung gewesenen Ausdrücke, Lateinischen, Griechischen und andern Ursprungs, angewendet werden, eine reine Teutsche Sprache mit ihrem wohlthätigen Einflusse auf Teutschen Gemeinsinn und Teutsche Selbstständigkeit hoffen."

Und nun meinen (hier etwas vermehrten) Nachtrag oder Zusatz!

Der wackere Biedermann hat diese Worte mir,

*) Dieses Mittel wurde wirklich hier und da, z. B. in Lüneburg, angewendet. M.

und sicher vielen tausend andern Teutschen, wie aus der Seele geschrieben. Schon seit vielen Jahren ergriff ich jede Gelegenheit, auch für meinen Theil über die Reinigung und Reinhaltung unserer Muttersprache von fremden, besonders Französischen Wörtern und Redensarten, zu wachen. Jetzt, da eine neue Zeit in unserm Vaterlande beginnt, da, wie jener ungenannte Freund richtig sagt, die Teutschheit aus ihrem Schlummer erweckt wurde, erhoben sich mehrere Stimmen, um jene Reinigung echten Teutschen ans Herz zu legen. Es sey mir erlaubt, die meinige damit zu vereinigen, und zum Theil das zu wiederhohlen, was ich ehehin hierüber laut und mit Wärme verkündigte, was aber damahls vielleicht verhallte, wie die Stimme eines Predigers in der Wüste. Nunmehr ist der Zeitpunkt vorhanden, wo dies mit glücklicherem Erfolg geschehen kann; und es ist zu wünschen, daß sich möglichst viele Stimmen mit einander vereinigen, und durch helleres Tönen feste Entschlüsse hierüber in jeder Teutschen Brust erzeugen möchten. Unter andern erregte es von jeher meinen Unwillen, wenn meine Landsleute sich beym Aussprechen Teutscher Vornamen Französischer bedienten. Sehr viele wähnten, es klinge doch vornehmer, wenn man spreche oder schreibe Louis statt Ludwig*), Jean statt Johann — verschmähen doch

*) Es ist sehr der Mühe werth, über diesen echt Teutschen Namen nachzulesen, was der Sprachenkundige Beneken in seinem so eben herausgekommenen Teuto (Erlangen 1816. 8) S. 241 u. ff. eben so nachdrücklich als patriotisch einschärft: „Wie haben

selbst Adeliche noch heut zu Tage den alt hergebrachten Vornamen Hans nicht — Charles statt Karl, Jacques statt Jakob, François statt Franz, Jeannette statt Hannchen, Babette statt Bärbchen, Adele statt des schönen Teutschen Adelheid u. s. w. Ja, es ist so weit gekommen, daß sich manche schämen, gute Teutsche Wörter statt Französischer zu brauchen. So geht es z. B. mit dem Worte Brühe, so daß, wenn man bey einer Tafel Brühe verlangt, man starr angesehen wird, und dann losbricht: Aha, Sauce! Warum, rief ich schon vor sechs Jahren*) aus, warum, liebe Teutsche Landsleute, schämt ihr euch denn eurer Teutschheit? So geht es mit den Wörtern Dîner statt Mittagsmahlzeit, Souper statt Abendmahlzeit oder Abendessen, und mit vielen tausend andern Wörtern, die vielen Teutschen geläufiger sind, als die ihnen angebohrnen, die in gebildeten Gesellschaften zu gebrauchen, sie sich gleichsam schämen. Ach, dieser Mißbrauch oder diese Unart ist schon längst eingerissen und zur Gewohnheit geworden. In meinen Jünglingsjahren bildete ich mir, so wie an-

„fremde Zungen diesem wackern Namen mitgespielt!
„Louis, in der Aussprache Lui, Lewis und Luigo;
„wer erkennt in diesen hohlen, trägen Mundspielen
„unsern so kräftig und doch so weich ausgeprägten
„Ludwig? Zwey in einander gleitende, heulende
„Töne sind also alles, was den Franzosen von dem
„Chlodwig oder Clodwig „(ursprünglich Hlodowich)"
„übrig blieb, den sie uns abborgten." u. s. w.

*) In der Oberteutschen Litteraturzeitung 1810. Nr. 1. S. 16.

dere meines Gleichen, uns Wunder was darauf ein, wenn wir einander begrüssen konnten: Bon jour, bon soir!!! Aber selbst in neuern und in den neuesten Zeiten brüstete man sich mit Französischen Wörtern. Unter vielen andern rechne ich dahin das wie eine Sprachpest um sich greifende Wort Tendenz; diesen unnöthigen, und doch in unsern Büchern, sogar auf ihren Titeln*) spuckenden Fremdling Tendance! Mehrern unserer Schriftsteller kommt er so unentbehrlich vor, daß man fast kein Blatt ihrer Bücher lieset, wo man nicht diesen ungebetenen Gast erblickt. Ja, ich erinnere mich, daß er mir auf Einem Blatt achtmahl entgegen grinste. Man stosse doch endlich einmahl diesen Zudringlichen aus, und bediene sich, nach Beschaffenheit des Zusammenhanges, der echten Teutschen Wörter: Absicht, Zweck, Ziel, Richtung, Strebung u. s. w.

2.

Mein Glaubensbekenntniß in Rücksicht auf Reinhalten der Muttersprache.

Ich glaube nicht an Philipp von Zesen, aus dem siebenzehnten Jahrhundert, der sogar alle Römisch klingende Wörter verbannen und statt Nase schreiben und sprechen wollte der Schnauber, statt Vater der Pflanzherr, statt Kloster (Clau-

---

*) Ueber die regressirende Tendenz, die man eine Zeit lang in der medizinischen Technik genommen hat. Breslau 1808.

strum) der Jungfernzwinger u. s. w. Auch glaub' ich nicht an Joachim Campe, aus dem achtzehnten Jahrhundert, ob er gleich gemäßigter zu Werke gieng: aber doch die lächerlichen Ausdrücke: Stelldichein statt Rendezvous, Siehdichum statt Belvedere u. dgl. vorschlug: ob er gleich nachher sich damit entschuldigte, er habe es nur für den leichten und scherzenden Ton gethan*). So auch ein Stegreifer statt ein Impromptu; für die höhere Schreibart wollte er das Wort Gedankenblitz einführen**). Ich bekenne mich auch nicht zur Partey derer, die leichtsinnig genug sind, um alle aufgenommene Fremdlinge fernerhin zu dulden, wo man ihrer doch entbehren kann. Fremde Wörter, die durch eine langwierige Verjährung gleichsam einheimisch geworden sind und die man nicht durch gleichbedeutende Teutsche ersetzen kann, behalte ich hingegen gerne bey; z. B. Genie, worüber schon früher unsere Sprachforscher mit einander stritten und zuletzt, meines Wissens, alle für die Beybehaltung stimmten. So auch Talent, wofür man jedoch dann und wann, besonders in der Mehrzahl, Gaben setzen kann. Das Wort Idee, so wie viele andere dieser Art, muß, meines Erachtens, nunmehr ganz für einheimisch gelten. Das Französische Wort geniren werden wir wohl auch dulden müssen, weil es schwerlich mit einem einzigen echt Teutschen Wort zu vertauschen und ein solches nicht unter allen Beziehungen zu

*) Berlin. Monatschrift 1805. Febr. S. 88 u. 90.

**) Eben daselbst S. 239.

brauchen seyn wird. Ich äusserte einst im Korresp. v. u. f. Teutschl. meinen Zweifel hierüber. Ein Ungenannter schlug das Wort beengen vor. Allein, wenn es auch in einem oder dem andern Fall anwendbar wäre; so würde es doch bey andern auffallen und nicht eher allgemeinen Brauches werden, als bis es angesehene Schriftsteller eingeweiht hätten. Demnach würde ich, statt dem Ausdrucke: ich mußte mich geniren, auszuweichen, lieber sagen: ich mußte mir Zwang anthun, als: ich mußte mich beengen. So auch lieber: wir haben einander genirt, als wir haben einander Zwang angethan, oder als: Wir haben einander beengt. — Auch das Verbum ignoriren, würde man hart entbehren. Campe schlägt zwar vor unkennen: allein, wenn man sagt: Wir haben dieses oder jenes ignorirt, d. h. Wir wußten es wohl, stellten uns aber, als wüßten wir es nicht; soll oder darf man dafür sagen: Wir haben es ungekannt? — Statt Barbier zu sagen: Bartscheerer, kann nur im Scherz gebraucht werden. Geschähe es im Ernst; so würde sich die ganze ehrsame Innung dieser Leute dadurch für beleidigt halten. Eher noch könnte man gelten lassen das auch vorgeschlagene Wort Bartpfleger. Das Englische Wort Jokey möchte Campe durch Reitbürschlein verteutschen. Sollte nicht Reitknappe schicklicher seyn? — Wie will man das Wort Frivolität übersetzen, so daß es überall hin paßt? Warum man aber noch immer fortfährt, Intriguen statt der eben so viel sagenden Ränke zu brauchen, ist kaum begreiflich. Immer noch hört man Oncle, Neveu, Nièce,

statt Oheim, Neffe, Nichte! Doch genug hiervon! Der hieraus folgende Schluß lautet: Ne quid nimis! Medio tutissimus ibis!

Nachdem ich dies niedergeschrieben hatte, fand ich zufällig, daß der klassische Wieland desselben Glaubens war, indem er in der Wienerischen Auswahl seiner Briefe (B. 1. S. 243) schreibt: „Ich stehe hundertmal an, wie ich Dies und Jenes Deutsch *) sagen wolle, das sich auf Französisch, oder in einer anderen Sprache leicht sagen läßt. Ich denke, wir haben Unrecht, so gar ernstliche Puritaner zu seyn, und keine ausländischen Wörter in unser Bürgerrecht aufnehmen zu wollen, da uns dergleichen Fremdlinge oft unentbehrlich sind.

Uebrigens bin ich weit entfernt, irgend einen Sprachforscher, der sich andere, zum Theil sehr wichtige Verdienste um dem Anbau und die Vervollkommnung unserer Sprache erworben, zu verachten; er heiße nun Zesen **) oder Gottsched ***) oder Campe ****).

---

*) In der Folge zog er Teutsch vor.

**) Dessen sich, ausser andern, Elias Kaspar Reichard angenommen hat, in seinem Versuch einer Historie der Teutschen Sprachkunst (S. 152 u. ff.) Ein noch jetzt brauchbares Buch!

***) Dessen Verdienste um die Teutsche Sprache, wegen seiner anderweitigen Schwächen oder Blössen von unwissenden und voreiligen Leuten mißgekannt werden. Aber auch er fand seine Retter, vorzüglich Kästner'n.

****) Ein ohnehin in allem Betracht hochverdienter Mann!

3.

Teutsche und Nicht-Teutsche Sprachlehrer kamen von jeher darin überein, daß die Härte und Rauhigkeit unserer Sprache großen Theils daher rühre, weil die Mitlauter allzuhäufig zusammenstossen, ohne, durch Dazwischenkunft der Selbstlauter, milde oder geschmeidig und tönend gemacht zu werden. Dennoch fährt man, aller dagegen gemachten Ermahnungen und Warnungen ungeachtet, unabläßig fort, die daraus entstehenden Härten zu vermehren, statt sie zu mindern. Durch schickliches Einschieben der Selbstlauter zwischen zwey oder drey Mitlauter könnte schon viel gethan werden, wenn man z. B. nicht andre schriebe, sondern andere; nicht unsre, sondern unsere. Seit einem halben Jahrhundert her wirft man, recht vorsätzlich, Selbstlauter zwischen Mitlautern heraus, wo sie doch nothwendig oder recht eigentlich hin gehören. Ich möchte wohl wissen, wer der erste war, der den unseligen Gedanken faßte, das Verdammungsurtheil hierin zu fällen, vermöge dessen die braven Mitlauter verwiesen wurden. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß jenem unbekannten Rhadamanth sogleich der helle Haufe nachfolgte, und z. B. schrie, oder wenigstens schrieb: die Voßsche statt Vossische, die Steinsche statt Steinische, die Reichsche statt Reichische, die Fleischersche statt Fleischerische, die Gleditschsche statt Gleditschische Handlung. Die Dietschsche statt Dietschische Handlung lautet vollends abscheulich. Nicht weniger als fünf Mitlauter, und noch dazu mei-

stens Zischer! Selbst gebohrne Teutsche müssen ihren Sprachwerkzeugen Gewalt anthun, wenn sie solche Mißgeburten heraus würgen sollen. Geht doch der Haß gegen die armen Selbstlauter so weit, daß man anfängt, sie nicht blos aus Eigennamen, sondern auch aus andern Wörtern ohne alle Noth, recht geflissentlich. zu verstoßen, indem man z. B. nicht mehr schreibt: Neueste Nachrichten, sondern Neu'ste!

4.

Rügen.

1. In den Gothaischen Taschenkalender für das Jahr 1816 S. 86 hat man sich erfrecht, drucken zu lassen, der König von Sachsen sey eines großen Theils seiner Staaten ohne alle Entschädigung beraubt und dieser an Preussen überlassen worden; und S. 91 heißt es, am 18ten May sey ein sogenannter Friedensvertrag zwischen den Königen von Preussen und von Sachsen geschlossen worden, worin der letztere fast die Hälfte seiner Staaten an Preussen abtrat. Der Unbesonnene, der dies hinschrieb, lese doch mit Kaltblütigkeit wenigstens den Aufsatz in Voß'ens Zeiten 1815. Jun. S. 481—486 betitelt: „Ein beherzigungswerthes Wort über die Vorwürfe von Wortbrüchigkeit und Vergrößerungssucht, die Preussen jetzt hin und wieder gemacht werden. (Eingesandt aus Sachsen)." Diesen Aufsatz widerlege er; und dann will ich gern das, was hier gedruckt steht, zurücknehmen.

2. Seit einigen Jahren reißt in vielen Buchdruckereyen unter den Setzern die verwerfliche Mode

ein, daß sie kaum auf der ersten Seite eines jeden Bogens Custoden setzen, entweder A, oder 1; alsdann höchstens das zweyte Blatt des Bogens beziffern (A 2), die übrigen 4 Blätter aber, die sonst mit A 3, A 4, A 5 bezeichnet wurden, unbeziffert lassen. Das Schlimmste aber ist, daß sie ihre Bequemlichkeit so weit treiben, die Custoden auf der letzten Seite der Bogen sogar wegzulassen. Wie beschwerlich dadurch das Lesen ungebundener Bücher gemacht wird und welche Plackereyen für die Buchbinder daraus entstehen, fällt leicht in die Augen; und ich bin versichert, daß mehrere mit mir einstimmen werden, die Setzer möchten dieser Unart entsagen.

3. Für diejenigen Gelehrten, die entweder vermöge ihres Amtes, oder wegen gewisser gelehrten Beschäftigungen, oder auch aus Liebhaberey, die auch andere, nicht zum gelehrten Stande gehörige Personen trifft, ist es höchst unangenehm, daß unsere vielen Zeitschriften alle oder wenigstens einige uns einerley Gerichte auftischen, so daß einer, der sie alle oder auch nur einige sich anschafft, eine und dieselbe eingerückte Flugschrift oder die Uebersetzung einer und derselben ausländischen Schrift oder einerley Aktenstücke mehrmahls bezahlen muß. Wer also z. B. die Europäischen Annalen, Voß'ens Zeiten, die Minerva, die Miscellen aus der neuesten ausländischen Litteratur, das in Hamburg herauskommende politische Journal, Luden's Nemesis*), kauft, lauft Gefahr, einerley Sache

*) Wegen der Uebersetzungen darf man auch dazu rechnen: E. F. Buchholz'ens Journal für Teutschland und dessen Aufklärungen der denkwürdigsten Ereignisse.

fünf bis sechsmahl zu bezahlen. Ich begreife wohl, daß es schwer fällt, eine Uebereinkunft, um dies zu vermeiden, zu treffen. Jeder Herausgeber sucht seine Leser, die nur die einzige, von ihm besorgte Zeitschrift verschreiben lassen, zu befriedigen, kann folglich keine Rücksicht auf die Herausgeber anderer Zeitschriften nehmen. Aber, in Ansehung der sogenannten Aktenstücke, worunter man hauptsächlich amtliche Beschlüsse, Erklärungen, Verträge u. dgl. begreift, könnte man doch eine Auskunft treffen. Als Beyspiel will ich nur die vom Staatsrath Klüber musterhaft bearbeitete Sammlung der Aktenstücke des Wiener Kongresses wählen. Diese schafft sich doch wohl in der Regel jeder Historiker und Politiker an. Es sollten folglich bey dieser sichern Voraussetzung die Europ. Annalen, die Vossischen Zeiten u. a. sie weglassen.

4. Es ist fast durchgehends gewöhnlich, daß man die Amtsnamen vor Eigennamen im Genitiv nicht zu beugen pflegt, sondern z. B. sagt und schreibt: des Marschall von Sachsen, des General Meyer, des Professor N. statt des Marschalls, des Generals, des Professors. Meines Forschens ungeachtet, kann ich den Grund dieses Verfahrens nicht entdecken.

5. Allgemein eingerissen ist die Gewohnheit, das Perfektum mit dem Präsens zu verwechseln, in dem Fall, wenn man z. B. sagen oder schreiben sollte: die in Australien liegenden Inseln, man dafür setzt: die in A. gelegenen Inseln. Sie liegen ja noch dort!

6. Ungefähr eben so geht es mit den zur Mode werdenden seitherig statt zeitherig; z. B. das

zeitherige Betragen muß es heißen, nicht seitherige.

7. So auch mit den Wörtern: Weitläufig und weitläuftig. Das erste ist richtiger. Wo nicht: so müßte man ja auch schreiben: Vorläuftig, geläuftig u. s. w.

8. Der Unterschied zwischen Hängen und Henken wird, mancher öffentlichen Erinnerungen ungeachtet, nicht von Jedermann beachtet. — So auch der Unterschied zwischen längs und längst.

9. Unsere besten und die meisten andern Schriftsteller schreiben im Plural: die Plane, die Generale, die Journale, die Herzoge. Statt dessen lieben andere die Pläne, die Generäle, die Journäle, die Herzöge!

10. Die aus der Lateinischen Sprache angenommenen Wörter, als Despotismus, Terrorismus, Enthusiasmus, Patriotismus, hat man vor ungefähr 20 bis 30 Jahren auf eine sehr unlöbliche Weise anglisirt, indem man ihnen die Endigung us wegschnitt, um doch ja auch hierin den Franzosen nachzuäffen, und schrieb Despotism (eigentlich Despotisme) u. s. w. ohne zu überlegen, daß dadurch das Aussprechen solcher abgestutzten Wörter erschwert wird. Behalte man also doch die Ursprache bey!

11. Die meisten Schriftsteller schreiben Oesterreich, da doch Oestreich richtiger ist; so auch ist Ungern richtiger als Ungarn oder Hungarn. Ich bemerkte sogar, daß Kunstrichter Autoren, die das Richtige beobachteten, deshalb tadelten.

12. In den reichhaltigen Allgemeinen geographischen Ephemeriden, denen ein langes Leben

zu wünschen ist, wurde im Septemberstück des J. 1814 ein aus dem Englischen übersetzter Aufsatz über Neu-Süd-Wallis abgedruckt, den man schon im April und Oktober 1812, wiewohl nach einer andern Uebersetzung, gelesen hatte.

13. Daß man doch noch immer nicht Diplomatik und Diplomatie — zwey so verschiedene Begriffe — gehörig unterscheidet! *)

14. Herr Lindau, berühmter Privatgelehrter zu Dresden, thut in seinen lehrreichen Darstellungen aus der Geschichte von Spanien (B. 1. S. 180) dem Teutschen Uebersetzer der Geschichte Spaniens von Ferreras Unrecht, wenn er ihn beschuldiget, er habe in der dort angeführten Stelle einen Hügel (cuesta) zu einer Küste zwischen Stadt und Festung gemacht. Hätte Hr. L. gewußt oder bedacht, daß die Teutsche Uebersetzung — freylich nicht löbelich; was der Herausgeber, D. Baumgarten, hätte hindern sollen — aus der Französischen von d'Hermilly gemacht wurde; so würde er diesen und andere Mißgriffe, woran die Teutsche Uebersetzung, wie er sagt, nicht arm ist, auf Rechnung des Französischen Dolmetschers geschrieben haben. Dieser begieng wirklich den Fehler (T. VI. p. 346). — Bey dieser Gelegenheit kann ich mich des Wunsches nicht erwehren, daß Hr. Lindau und sein Verleger durch mehrere Käufer in den Stand gesetzt werden möchten, die seit 1812 unterlassene Fortsetzung dieser Werthvollen Darstellungen oder Abhandlungen zu liefern. Man weiß ja, wie selten in den meisten Gegenden Teutschlandes Spanische Bücher,

*) Lachen möchte man, wenn das letztere Wort Diplomazie ausgesprochen wird!

Bücher, wie auch Kenner der Spanischen Sprache und Litteratur sind, und wie viel köstliche Schätze diese aus jenen zu Tage fördern können. Hr. L. ist ein solcher und hat uns in diesem ersten Bändchen mit zwey Abhandlungen, reich an Aufschlüssen über Spaniens Geschichte und Verfassung, beschenkt. Die erste enthält, unter der Aufschrift: Die Cortes, Beyträge zur Geschichte der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Staatsverfassungen in Castilien und Aragonien: diente aber die Geschichte des mächtigen Günstlings Alvaro de Luna unter dem König von Castilien, Johann dem 2ten. Zwey Andere, die mit den beyden ersten in einem innern Zusammenhange stehen und die im zweyten Bändchen folgen sollten, betreffen den hundert Jahre später unter Karl dem 1sten ausgebrochenen Aufstand der Gemeinden in Castilien und den langen Kampf um die Erbfolge in Spanien zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar blos in Hinsicht der nicht gehörig bekannten innern Unruhen. Wie sehr wäre zu bedauern, wenn ihre öffentliche Bekanntmachung unterbleiben sollte!

5.

Fragen.

1. In der Oberteutschen allgem. Litteraturzeitung vom J. 1810. Januar S. 176 wird des ehemaligen Censors und Revisors in Wien Köderl gedacht, und dabey versichert, sein Verlust sey für die Menschheit in Oestreich unersetzlich; er sey aus Gram über die Greuel, die der berüchtigte Baron von Hormayr bey der Wiedergeburt der Büchercensur in Wien ver-

übte, gestorben. Zugleich wird v. H. mit Schimpf- und Scheltworten überhäuft, sogar ein Bösewicht genannt. Es fragt sich nun, wo man nähere Nachrichten findet, sowohl von einem so verdienstvollen Mann, wie Köderl gewesen seyn soll, als auch von seinem Gegner. In der Biographie, die ein mir unbekannter J. C. H. Merian im ersten Stück der Biographischen Züge aus dem Leben Teutscher Männer (Leipz. 1815. gr. 8.) geliefert hat, findet sich nichts, was den Ungenannten in jener Litter. Zeitung berechtigen konnte, so anzüglich von ihm zu schreiben. Sollte er sich nicht irgendwo selbst dagegen vertheidigt haben?

2. In derselben Litteraturzeitung (1810. April S. 623 u. f.) ist die Rede von den durch den berühmten Bodoni veranstalteten Prachtausgaben der alten Klassiker; und die Versicherung eines der vorzüglichsten, aber ungenannten Teutschen Bibliothekare, sie hätten nicht für sechs Kreuzer litterarischen Werth, beygefügt. Dies gab Anlaß zu einigen, hierauf Bezug habenden Fragen, besonders diese, ob diese Versicherung gegründet sey? Und ich frage jetzt nach sechs Jahren, ob Jemand hierauf geantwortet habe?

3. Dieselbe Bewandniß hat es mit der eben daselbst (Nr. 228. S. 800) befindlichen Nachricht; welcher zu Folge der am 31sten May 1810 in Wien verstorbene Staats- und Konferenzrath Joseph Franz Ratschky*) eine metrische Uebersetzung von Lukan's Pharsalia hinterlassen haben soll. Da mich alles, was diesen Dichter betrifft, seitdem ich 1766 und 1768 in

*) Vorzüglich bekannt durch sein satirisches Gedicht: Melchior Striegel. Wien 1794. 8.

Halle zwey Disputationen über sein historisches Gedicht herausgab, interessirt; so wünsch' ich zu erfahren, ob diese Uebersetzung noch vorhanden ist? und, welchen Werth sie haben möge? Gedruckt ist sie wohl schwerlich.

6.

Ihr und Er.

Ich möchte wohl die Epoche wissen, wann die Götter der Erde in Teutschland angefangen haben, die Kinder der Menschen geringerer Stände in Unterredungen und Briefen mit dem herabsetzenden Wörtlein ER zu regaliren? Marie Theresie, die letzte des Oestreichischen Stammes, hat gewiß niemand, mit dem sie Teutsch redete, wenn er nicht Fürst aus einem alten Hause war, anders als mit Er angeredet. Selbst der Fürst Kaunitz stand da mit dem K. K. Sattelknecht in Einer Kategorie. Von dem Preussischen König Friedr. Wilhelm dem 1sten läßt sich ohnehin nichts Besseres vermuthen: aber zu bewundern ist es, daß auch sein Sohn nicht delikater dachte. Da Friedrich ohnehin so ein grosser Verehrer der Französischen Sprache war, daß er die Teutsche darüber vernachlässigte; so hätte er wohl lieber das Ihr auch im Teuschen durchaus gebrauchen können; welches dem Teutschen Ohre weniger beleidigend klingt, weil es bey einem Herrn, der immer Französisch zu reden gewohnt ist, an den Französischen Sprachgebrauch erinnert. Souveräne können freylich mit ihren Unterthanen und Beamten sich in Worten und Werken der Etikette bedienen, die ihnen gefällt. Ich dächte aber doch, es sollte sich ihr eigenes Gefühl dagegen empören, ei-

nen Gentleman, der nicht in ihrem Brode steht, herabsetzend zu behandeln. Darum kann ich's auch dem grossen Friedrich, bey seinen übrigen erhabenen Eigenschaften, nicht verzeihen, daß er sich als Kronprinz in seinen Briefen an den Freyherrn von Suhm, damahls Gesandten des Königs in Polen in Rußland, auch dieser Sünde schuldig machte. Jedermann weiß, daß ihn sein Vater kurz hielt, so daß er, bey seinen eingeschränkten Finanzen, immer Geld brauchte. Suhm gedachte ihm von dem Russischen Hofe ein Kapital auszuwirken, und bat ihn um ein Paar Teutsche Zeilen, als eine Art Vollmacht, weil die Französische Sprache damahls in Rußland noch nicht sehr üblich war. Friedrich hängte nun an einen Brief, der Französisch geschrieben war, ein Paar Teutsche Worte, die ungefähr also lauteten: „Wenn Er mir eine Summe „Geld verschaffen kann; so wird Er mir einen großen „Gefallen thun." Ich habe die Correspondance de Frédéric II. avec le Baron de Suhm nicht bey der Hand, um diese Stelle ganz mit dem Ausdrucke des Königs anzugeben: aber ich weiß gewiß, daß er den Baron S. ein Paarmahl in der dritten Person mit Er anredet. — Das Ende dieser königlichen Grobheit kann man zuverläßiger bestimmen, weil es in unsere Zeiten fällt, und zwar in das sechste Jahrzehend des vorigen Säkulums. Joseph der Zweyte war es, der die Mummerey des Spanischen Hofcärimoniels abschaffte und den Werth der Menschen nicht nach ihrem Herkommen taxirte. Joseph war gewohnt, Jedermann Sie zu nennen. Seine geringern Diener nannte er Du.

v. Br.

Bayerische Staatsbibliothek München

Regi-

Register.

A.

Abrahamiten S. 65. (was dort steht, kann zur Berichtigung oder wenigstens Erläuterung dessen dienen, was der Hr. StaatsR. v. Dohm davon erzählt und urtheilt in seinen Denkwürdigkeiten B. 2. S. 281 u. f.)
v. Acton, Ritter und Minister zu Neapel 139 u. ff.
d'Alembert 144 u. ff.
Almanach der Heiligen 28.
Aufsätze, 2 kontrastirende, über Kaiser Joseph den 2ten 55 u. ff.

B.

Bartpfleger, Bartscheerer 160.
von Beck zu Wien 42.
Bemerkungen über die Teutsche Sprache und über andere Gegenstände 159 u. ff.
Beneken's Teuto 165.
Benjowski, Graf 110 u. ff.
Bethmann, Banquier zu Frankfurt am Mayn 107.
Beysteuer, die freywillige 31.
Bodoni's Prachtausgaben 178.
Böttiger, Hofrath zu Dresden 136. 139.
von Brambilla, Leibchirurg zu Wien 58.
von Bretschneider, Heinr. Gottfr. Lebensumstände, Charakter und Schriften 3 u. ff. 151 u. ff.
von Bretschneider, Sohn des vorhergehenden, General 34.
Bretschneider, dessen Neffe, Hofrath zu Gera 36.
Briefe über Galizien (v. Kratter) 72.
Büsching A. F. über seine Schrift: Charakter Friedrichs II. K. v. Preussen 29.
Buoncampagni, Kardinal 144.

C.

Calisius, ein Queerkopf 73.
Campe Joachim 168. 170.
von Caraccioli, Marquis und Minister zu Neapel 139.
Catalogus — librorum — rariorum 27.
Collin, von der Schlacht in jener Gegend 4 u. ff.

D.

Denis 22.
Diplomatik und Diplomatie 136.
von Dohm, Staatsrath 40. 77.

E.

Eckstein, Doktor 26.
Eisenamtmann, der glückliche Bayrische 8.
Er und Ihr 179.
Ersch, Professor in Halle 39.

F.

Feßler 95.
Fischart Joh. 25.
Fischer F. C. H. zu Nordhausen 151 u. ff.
Fragen über verschiedene Gegenstände 177 u. ff.
Fragmente über Italien (v. Stegmann) 99. 138.
Franz, Stadtsyndikus zu Schleitz 35. (Während des noch nicht vollendeten Drucks dieses Buches erfuhr ich, daß er bereits am 18. Dec. 1814 gestorben sey.)
Friedrich Wilhelm der 2te, König v. Preussen 58.
Frivolität 169.
Funk, Professor zu Leipzig 18.

G.

Galeppi, päpstlicher Legat zu Neapel 143.
Geniren 168.
Glaubensbekenntniß des Verf. in Rücksicht auf Reinhalten der Muttersprache 167 u. ff.
Goldsalz, philosophisches 50. 52.
Goldschmidt, ein Jüdischer Abentheurer 69.
Gorani, Graf 135 u. ff.
Gottsched 170.
Graf Esau, ein Heldengedicht 23.
Gruber J. L. 129 u. ff.
Gschray, erst Büttel, dann General 7 u. f. von dieser Familie 120 u. ff.
Günther, kaiserl. Kabinetssekretar zu Wien, und seine Freundin Eskales 59 u. ff.

H.

von Hagen, Reichshofrathspräsident 75.
von Haus, Marchese zu Neapel 138 u. f.
Herrnhuter 21.
Hildebrandt, geh. Hofrath zu Erlangen 14.
Hofdepartemente, Oestreichische, Folgen ihrer Vereinigung 66.
v. Hormayr 178.

J.

Jesuiten 88. 131.
Ihr und Er 179.
Intriguen 169.
Jokey 169.
Joseph der 2te, Kaiser 39 u. ff. 106.
Iselin J. 132 u. f.

K.

Kampmüller, Jesuite 88.
Karl der 3te, König von Spanien 137.
Karoline, Königin beyder Sicilien 135 u. ff.
Kaunitz, Fürst, Staatskanzler 100 u. ff.
Klüber's Aktenstücke des Wiener Kongresses 174.
Köderl in Wien 177.
Kolbe über Wortmengerey 159.
Kratter 72.
Kroaten 103 u. f.

L.

von Lamberg, Maximilian, Graf 117 u. f.
Laminecius 97.
Las Casas, Spanischer Gesandter zu Venedig 141.
Lascy, Oestreichischer Feldmarschall 102 u. ff.
von Leiningen, Gräfin 122.
Leopold der 2te, Kaiser, 94.
von Liebenstein, Baron 50 u. ff.
Lindau, Privatgelehrter zu Dresden 176.
von Löwenstein, Prinz 122.

M.

Marie Theresie, Kaiserin Königin 77 u. ff.
v. Martines zu Wien 42.
Martinowicz 95 u. f.
Matolai, Reichshofrathsagent zu Wien 49.
Mordgeschichte, entsetzliche, von dem jungen Werther 25.
von Moser, Friedrich Karl 40.
Müller, Ignatz, Prälat zu St. Dorothea zu Wien 88. 131.
Musenalmanach v. Lemberg 29.

N.

Nicolai, Friedrich, zu Berlin 31. 40. 135.
Niczki, Graf 87.

O.

O . . . Graf 11 u. f.

P.

Papilloten 24.
Paradies, Sprachmeister zu Frankfurt am Mayn 109.
Pelzel, Historiker zu Prag 22.
Petz 95.
von Pignatelli, Neapolitanischer Staatsdiener 142.
Pius der 6te, Papst, sein Verhalten in Wien 64.

R.

Ranzau, Graf 107 u. ff.
Ratschky in Wien 178.
von der Recke, Elisa 136.

R.

Reichard El. Kaspar 170.
Reichshofrath ehedem zu Wien 62 u. f.
Reitbürschlein 169.
Religion, die, mit philos. Augen betrachtet 25.
Rieger, Oberst 124 u. ff.
Rosenkreutzer 48.
Rousseau Jos. Jak. 115 u. ff.
Rügen mancher Art 172 u. ff.

S.

Saint-Germain, Marquis, 117 u. f.
Salis, Ignaz, Jesuite 112.
v. Salis, Baptist 90.
Sander L. E. 26.
Sautermeister, Jesuite 116.
Sautersheim, sogenannter Baron 115 u. ff.
Schröpfer und seines Gleichen 18.
Siebenkees J. Ph. 136. 144.
Springwurzel, die, oder die böse Liesel 31.
Swedenborg 19 u. f.
van Swieten, kaiserl. Leibarzt zu Wien 80 u. f.
Szekely, Oberst zu Wien 47 u. ff. 54.

T.

Tendenz 167.
Tennhart, Perrückenmacher und Schwärmer zu Nürnberg 20.
Theodor, König von Corsica 45 u. f.
von Thürriegel 8 u. f.
Toleranzpatente Kaisers Joseph des 2ten 63 u. f.
von Tratnern, Buchhändler und Buchdrucker zu Wien 80 u. ff.
Türkenkrieg Kaisers Joseph des 2ten 66 u. f.

U.

Unfug, statt Teutscher Vornamen Französische zu brauchen 165 u. f. Selbstlauter zwischen Mitlautern heraus zu werfen 171. der Setzer in den Buchdruckereyen 172 u. f. der Herausgeber mancher Zeitschriften, einerley Aufsätze mehrmals aufzutischen 173 u. f.

V.

Voltaire 144. 150.
Vorübungen zum Briefschreiben für die Jugend 133.

W.

Wallers, Georg, Leben und Sitten 29.

Z.

von Zesen Phil. 167. 170.
Zobor, Graf 117 u. ff.

Verbesserungen und Zusätze.

Seite 14 zu den Worten: unsern köstlichen Hildebrandt, setze man: Leider verließ uns der Köstliche, der Edle, der Unersetzliche, noch vor dem vollendeten Abdruck dieses Buches, am 23sten März. Man wollte ihn mit einem Exemplar überraschen. Ach!

— 100 Z. 14 l. dementiae.

— 102 — 9 l. Gegenständen statt Umständen.

— 109. Der dort erwähnte Sprachmeister Paradies ist derselbe, den man aus dem gel. Teutschl. etwas näher kennen lernen kann. — Wer sich von dem Antheil des eben daselbst erwähnten Grafen Ranzau an der Verhaftung der Königin-Karoline Mathilde v. Dänemark unterrichten will, mag lesen: (des Prinzen Karl v. Hessen-Cassel) Aufklärungen über die Geschichte der Grafen von Struensee und Brandt rc. Germanien 1788. 8. (vorzügl. S. 161 u. 168 u. ff.)

— 110 Z. 12 l. Rodomontaden.

— 170 — 12 v. u. l. Gottsched.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meusel, Johann Georg,

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und litterarischen Inhalts

Erlangen 1816

Var. 341 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135673-7